DER RUF

EIN FLUGBLATT AN JUNGE MENSCHEN

HERAUSGEGEBEN VOM AKADEMISCHEN VERBAND FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN

FRÜHLING

Inhalt:

Hermann Bahr	März
Paul Stefan	Frühling
Emile Verhaeren	Die Arbeit
Franz Schreker	Die blaue Blume, Pantomime
Karl v. Levetzow	Die traurige Mär
Robert Müller	Spätlinge und Frühlinge
Leo Heidrich	Wolken
Carl Bleibtreu	Stachelverse
Erhard Buschbeck	Der blaue Himmel, Akt
Georg Trakl	Heiterer Frühling
Wilhelm Schmidtbonn	Der Wanderer und das fremde Kind
Josip Kosor	Ursprung
Alfons Petzold	Der Helfer
Paul Zech	Verliebte Frauen
Siegfried Trebitsch	Delirium
Franz Werfel	Der göttliche Dichter
Franz Theodor Csokor	Die Parteien
Robert Brandt	Liebeslied
Ernst Lissauer	Schaffen.
Hugo Wolf	Der Pestbazillus unterm Mikroskop
Felix Braun	Nachtwache
Kamillo Lauer	Liebe
Alfred Grünewald	Gefühlserie Werbung
Emil Ludwig	Ungeduld
Else Lasker-Schüler	Unser Liebeslied
Heinrich Nowak	„Post coitum omne animal triste"
Ludwig Ullmann	April
Alfred v. Winterstein	Abschied

Zeichnungen von Josef von Divéky und Moriz Jung
Musikstück von Anton von Webern

Alle Rechte vorbehalten

DER RUF

EIN FLUGBLATT AN JUNGE MENSCHEN

HERAUSGEGEBEN VOM AKADEMISCHEN VERBAND FÜR LITERATUR UND MUSIK IN WIEN

FRÜHLING

WIEN · VERLAG BRÜDER ROSENBAUM · LEIPZIG

März

von HERMANN BAHR

Dichter singen vom Wonnemonat Mai. Mir ist es der März. Wenn der Föhn draußen stöhnt, unter unseren ungeduldigen Füßen die Erde treibend zu zucken scheint und aus tot hängenden Ästen schon das ergrünende Leben schießt. Im März zergeht der Winter. Da sind Abende, so seines Sterbens voll und von schwerer Traurigkeit gedehnt, daß uns die Seele weint. Aber plötzlich fliegt aus ihnen dann ein Tag auf, dem schon der Sommer im Schnabel glänzt: die Berge recken sich, entschleiert lacht die Welt und der Schmutz des letzten Schnees, durch ein Wunder verwandelt, bringt Primeln, reicht Veilchen herauf. Aber in blauen Lüften schwebts wie Läuten tiefer Glocken zur Geburt des Sommers, der eben, weit von uns, weit unten, aus südlich seligen Meeren strahlend ans frohe Gestade steigt. Dann schlägt die heilige Stunde des Jahres, wo wieder, einen bebenden Atemzug lang, Sterben und Werden sich küssen.

März, Monat unserer Zeit, wie für uns als ein Sinnbild hergeschickt, für uns, die vom Schicksal auch in die heilige Stunde gestellt sind, im Winter aller Vergangenheiten noch gebunden, aber schon ferner Ahnungen gewiß, einem gleich, der sich noch in bösem Schlafe wälzt, aber in seiner Tiefe schon das Erwachen hat. Noch ist der starre Bann vererbter Pflichten mächtiger als unseres bangen Sehnens irre Sucht

über uns, aber schon spüren wir es in uns über alles, was uns einst hoch und wert war, himmelauf lachen und in der Erde unseres Wesens, unter schmutzigem Schnee, der es noch gefangen hält, drängts und keimt und bricht in zarte Blüten sprießender Begierden aus.
März, wann Sterben und Werden verfließt, lehrt erst, was uns einst der Winter war, der jetzt schon vor ihm nach den Firnen entflieht, und lehrt, was uns einst der Sommer wird, der jetzt noch im Duft der ersten Blüten vor ihm zögert: wir spüren, was wir erleben, doch immer nur in der Erinnerung und in der Sehnsucht recht.
März, Mond des großen Schaffens, der mit leisem Hauch eine Welt weckt, Mond des großen Zerstörens, vor dessen drohender Kraft eine Welt sinkt! Schaffen, Zerstören, Worte nur aus unseren Begriffen geschraubt, die bloß den Teil erblicken, keines so stark über das Ganze zu greifen.
Zerstörer März, Schöpfer März, denn es gibt keinen Schöpfer, der nicht ein Zerstörer, es gibt keinen Zerstörer, der nicht ein Schöpfer wäre.
Einst war auch in unserem armen Lande März, zerbrach den Winter und ließ blühen. Langsam drehen sich der Menschheit Jahre, langsam. Aber wir wissen, er kommt wieder: wir wissen, eine Nacht wird sein, da stöhnt der Föhn auf und, wenn sie sinkt, weht auf linden Winden junger Gruß von freien Meeren her; eine Nacht wird sein, die den alten Winter stürzt. Langsam drehen sich der Menschheit schwere Jahre. Und wir warten.

Frühling

von PAUL STEFAN

»Frühling«. So ist dieses Flugblatt überschrieben. Aber nicht nur der lyrischen Jahreszeit zu Liebe. Wir haben versucht, solchen das Wort zu geben, die Frühling in sich haben. Wird man diesen Frühling, der nicht immer lind ist, verstehen? Sind wir im Frühling oder blüht es nur draußen?
Es wäre verlockend, einmal zu sagen: Ja, wir haben einen Frühling, wir haben junge Menschen, wir haben eine Hoffnung. Es wäre schön, zu schön, Blüten und Gaben aneinander zu reihen. Auf daß ein Zeugnis gegeben würde. Aber bei uns sind die Dinge stärker als die Menschen. Wir können nur Beispiele zeigen. Diesmal wenigstens.

Die Dinge, die Zustände: Wir haben keinen Halt bei denen, die nehmen und aufnehmen sollen. Wir kennen sie nicht. Wir wissen nicht, wen wir rufen dürfen. Das ist heute nun überall so. Aber ganz besonders in Österreich, in Wien, von wo dieses Blatt ja ausgeht. Wir haben kein Reich, sagen die Patrioten. Aber wir haben kaum ein Vaterland. Etwas anderes haben wir. Der Humanist auf dem Sitze des ersten Ministers hat es vor Tagen ein »Österreicher-Konsortium« genannt. Das sollen die Bürger sein, die sich zusammenschließen, um dem schwarz-gelben Komplex zu geben, was er begehrt, Steuern und Waffen. Der Mann weiß nicht, daß es längst schon zwei Österreicher-Konsortien gibt. Das eine, und bei ihm ist das Wort der Börsensprache richtig gewählt, sind die Genießenden, die, um deretwillen dieses Österreich von heute und von gestern und vorgestern da ist und war; die hundert Familien ohne Wurzel, die schon Mickiewicz vor sechzig oder siebzig Jahren richtig erkannt hat. Die Regierenden. Jeder weiß, wer sie sind. Nur hat sich ihre Zahl heute arg vermehrt, denn jeder möchte zu ihnen gehören. Und kraft wirtschaftlicher Zusammenhänge gehört auch schon jeder, der etwas auf sich hält, zu ihnen. Aber das zweite Konsortium, das sind die, die für Österreich zahlen und durch Österreich leiden dürfen. Das sind die Millionen um uns und die Besten der Millionen, die hier etwa Künstler sind, und die anderswo Wirkende wären. Die beiden Konsortien leben nebeneinander, kreuzen einander und streben an einander vorbei. Das eine »schafft an«, das andere läßt sichs gefallen. Das eine will Sicherheit in seinem Machtbesitz, das andere will überhaupt nichts mehr. Es verzweifelt. Verzweifelt an der Zukunft eines Staates, der auseinander strebt, in dem ein Volk des anderen Feind ist und sich freut, wenn nur das andere einen Schaden hat; und hätte es auch selber den Schaden davon. Eines Staates, der von Beamten, Parteien und Vertretungen umgebracht wird. Der für das Wichtigste kein Mittel hat, weil er sie verbraucht, um sich überhaupt nur fortfristen zu können.

Kein Geld: das ist das gleiche Lied. Erkrankte sterben am Wege, weil für sie kein Platz ist. Die lernen wollen, finden keinen Raum in den Schulen. Seuchen nehmen ihre Opfer, weil sie niemand verhindert. Der Verkehr ist ein Zerrbild dessen, was er zu sein hätte. Kaum einer hat die Wohnung, die er brauchte. Überall Mangel und Lasten. Das Geld aber

fließt in die Taschen des genießenden Konsortiums. Es fließt nicht zurück.
Und dieses Konsortium knechtet alles. Wir hatten einen Trost, unsere Kraft, unser Können. Der Ring der Herrschenden unterdrückt es. Seichtes Geschwätz und triefende Predigten erreichen täglich Hunderttausende. Das Feuilleton ist die besondere österreichische Kunst, ohne Einfall und Inhalt über sechs Spalten zu gaukeln. Stündlich erfahren wir, was uns nicht bekümmert. Sektagenten erzählen uns, was Fürstlichkeiten essen und trinken. Sie und die »Herausgeber« wissen, warum. Daß eine Welt auf- und niedergeht, kommt nicht in die Zeitung. Spricht oder liest irgendwo einer, den wir hören wollen, so erfahren wir es nicht. Erscheinen Bücher, werden neue Gedanken geboren, so erreicht uns höchstens der Witz, den irgend ein Philister dazu findet. Aber jede Halbheit hat bei uns ihr Feld. Und wenn sie unschädlich ist, füttert man sie an der Regierungskrippe. Dafür ist Geld da. Man nennt das zum Beispiel Literatur-Stipendien, und es wäre ganz dankbar, einmal in die Geheimnisse ihrer Verteilung Licht zu bringen. Besonders wenn sie den Gläubigen dann noch als »Staatspreise« ausgeschrieen werden.
Die zukunftverheißende Kunst ist unbeliebt. Zwar einem, der gestorben ist, verzeiht man manches (Fall Mahler). Der darf sogar als »Attraktion« einer Musikwoche Fremde ködern helfen. Aber die Lebenden! Die Vertreibung Schönbergs war ein böses Zeichen. Gewiß, man hatte eine Dozentur für ihn. Aber keine Bezüge, keine Preise, keine Mittel. Anderswo schafft man Platz für das Genie. Bei uns ebnet man ihm den Weg zur Fremde. Wie gut, daß wir noch ein »Hinterland« haben, in das wir uns retten können; wie schlimm, daß uns der Geist der Herrschenden zwingt, von Zeit zu Zeit diesem Österreich zu entfliehen, um nur uns selbst zu erhalten! Der Hauch der Fäulniß lähmte sonst jeden. Mancher fühlt das noch. Die Masse nicht mehr. Der ist wohl: Mir san mir. Das ist die Ästhetik des »romantischen« Drecks.
Einzelne, Vereinzelte, müssen sich um die Menschen und die Werke kümmern. Aufführungen neuer Musik müssen mit Opfern und Einzeichnungen zusammen gebracht werden. Mit Künsten und Kniffen muß man Gönner für Maler finden, die weder Stiefelröhren noch historische Schwarten kitschen. Oben kennt man sie nicht. Oder doch: man verfolgt sie. So wird Klimt nicht Professor der Akademie, muß Egger-Lienz nach

Weimar gehen, ein sehr begabter jüngerer Maler in dörflicher Verbannung schlossern, um nur zwei Stunden täglich übrig zu behalten; müssen sich andere den Aufenthalt in Wien oder, was für sie noch besser wäre, in Paris versagen, weil sie nicht die Mittel haben, in einer Stadt zu leben. So verdanken einige von den besten, hoffnungsreichsten Kräften dem Schneider Poiret, daß sie wenigstens durch einige Monate zu essen haben. Und als er großmütig das Erträgnis seiner Abende, die die beste Gesellschaft als »Sensation« gestürmt hatte, diesen jungen Malern zuwendete, murrte diese Gesellschaft, weil man mit ihrem Gelde Kunst und nicht Schund unterstützte. Einer, Oskar Kokoschka, dessen Werke in Europa in öffentlichen Galerien zu sehen sind, versuchte es als Zeichenlehrer an einer Mittelschule, sein Brot zu verdienen. Eine weise Behörde verbot es der Schule, angeblich eines mangelnden Befähigungsnachweises wegen, der in diesem ewigen Greislerstaat mehr gilt als Lehrerfolge, von denen man bald mehr erfahren wird; in Wirklichkeit, weil ein hochmögender Herr den Vortrag Kokoschkas im Akademischen Verband nicht hatte verstehen können.
Von »oben« kommt das Beispiel und alle Gutgesinnten beeilen sich, es nachzuahmen. Öffentliche Gebäude werden mit Fassaden beklebt. Otto Wagner ist von Aufträgen der »Gesellschaft« von vorneherein ausgeschlossen. Adolf Loos wird von »Interessenten« (wie man so schön sagt), schikaniert, Josef Hoffmann für die römische Leistung beschimpft. Daß Klimt, wie sichs gebührte, in der Österreichischen Ausstellung einen Raum hatte, konnte die »Heimat« dem Regierungskommissär lange nicht verzeihen. Mit welcher Angst erwarten doch unsere Künstler die halbjährlichen Zensuren! Nicht um die Meinung irgend eines Auserwählten, der sich für berufen hält, ist es ihnen zu tun; die wäre ihnen gleichgiltig. Aber eine Handbewegung der Mächtigen kann ihnen das Leben absprechen. Die Leser schwören auf ihr Blatt. Das Blatt glaubt auf die Neigungen seiner Leser schwören zu müssen. Und das Opfer sind die, mit deren Namen man in dreißig oder fünfzig Jahren den Frühling morden wird.
Nein, wir haben keinen Mut, kein Vertrauen, keinen Glauben an einen Frühling um uns. Diese kribbelnde und skribelnde Welt um uns soll uns nichts mehr angehen. Nur einen Glauben haben wir noch, den an uns, den an eine wirkliche Welt da draußen jenseits der Pfähle, die uns offen bleibt. Wir wissen,

daß wir mit Europa zusammenhängen, daß es Menschen gibt, die unsere Sprache sprechen. An sie, an alle, die es angeht, werden wir uns von Mal zu Mal wenden. Zu ihnen dringe vom Frühling, den sie und wir meinen, dieser Ruf!

Die Arbeit

von EMILE VERHAEREN, ins Deutsche übertragen von STEFAN ZWEIG

Ihr Arbeiter, Millionen Fiebernde, Gepreßte,
Die Ihr, die Stirn vom Traum nutzvoller Tat umstrahlt
Als Sieger aufrecht durch die Zeiten schreitet,
In wie viel Bildern namenlosen Heldentums
— Gestählter Brust, mit wild und sichern Gesten,
In Ansturm, Qual, Triumph und endlicher Gewalt —
Fühl' ich die Zeichen Eures ewigen Ruhms
In meinem Innern tragisch aufgemalt.

Ich liebe Euch, Ihr hellen frischen Pferdejungen
Die ihr den lichten Sturm der wiehernden Gespanne
Mit starken Händen stählern niederpreßt
Und Euch, Holzfäller, Einsame im Duft der Tannen,
Und Euch, die nur das Feld, die magre Scholle freut.
Ihr Bauersleute, mürb und alt und wetterfest
Die Ihr das Saatkorn mit breitem Schwunge
Immer erst aufwärts streut,
Damit es, bevor es in Erde sinke,
Noch die Luft und vom silbernen Lichte trinke.

Und Euch, Matrosen, die, ein simpel Lied
Auf Euren Lippen, eines Nachts ins Ferne zieht
Wenn sich vom süßen Südlandswind die Segel blähen
Die Maste zittern und das Tauwerk klingt.
Und Euch Lastträger, die auf breiten Rücken
Von all den Schiffen, die durchs Weltall gehen
Die bunte Last an goldnen Landungsbrücken
Stapfend und stark ans sichre Ufer bringt.

Und Euch, Ihr Sucher der halluzinierenden Metalle
Hoch dort am Rand der Welt, wo sie in Nacht vereist
Und Euch der Frost mit seiner Riesenkralle
Erbarmungslos in seine Fänge reißt,

Und Euch, für ewig unter unsre Welt Gesenkte
Ihr Minengräber in den enggehöhlten Stollen,
Die Ihr, die Lampe in den Zähnen festgezwängt
Die dunkle Ader der verborgnen Kohlen
In einsam unbekannter Müh vom Felsen sprengt.

Und Euch, Ihr Hämmrer, in den heißen Schmieden,
Stirnen von Gold und Tinte, die den Rauch durchblecken,
Gekrümmte Rücken, draus sich Muskeln schaffend recken,
Am Amboß und dort wo im roten Bad das Eisen siedet,
Ihr erzgeschmiedete heroische Gestalten
Ewig dem Werk gemäß, das immer höher steigt,
Oh, wie in diesen Stätten voll gefährlicher Gewalten
Mein Herz sich heiß und brüderlich hin zu Euch neigt.

Oh diese Arbeit, wie sie finster, zäh und rastlos wütet
In Land und Meer und in der Erde Eingeweide
Das Einzige, das unsre Welt, die sich in Länder scheidet,
Noch ehern wie ein Riesenring zusammennietet,
Oh Mannestaten, viel vergessen, kaum genannt,
Millionen Arme und nie träger Hände,
Und alle sie, vom einen bis zum andern Ende
Zu einem einzigen Willen siegreich angespannt:
Dem alten Weltall nun das Siegel irdischer Gewalten
Feurig und rot auf die besiegte Stirn zu drücken
Flüsse zu trocknen, Berge zu verrücken,
Und alle Ordnung, rings in Meer und Land
Nach einem neuen Willen zu gestalten.

Die blaue Blume oder das Herz des Pierrot

Eine tragische Pantomime von FRANZ SCHREKER

Pierrot ist Gärtner geworden. Er gräbt eifrig mit einem Spaten in der braunen Erde, setzt kleine Pflänzchen und sät hin und wieder Samenkörnchen in das lockere Erdreich. Doch die Sonne brennt heiß und Pierrot will die harte Arbeit nicht behagen. Er wischt sich mit einem groß geblumten Tuche den Schweiß von der Stirn, stellt dann den Spaten behutsam bei Seite und trinkt in langen Zügen aus einem großen

irdenen Steinkrug. Ein scheeler Blick wandert zum Arbeitszeug und ein sehnsüchtiger zu einem wundersam schattigen Plätzchen dort unter der Linde. Pierrot macht Miene sich schlafen zu legen. Da fällt ein letzter Blick voll Mitleid auf ein armes Pferdchen, das im Hintergrunde des Gartens mit verbundenen Augen an einer Stange traurig und mühselig im Kreise trabt, rundum — rundum mit verbundenen Augen in glühendem Sonnenbrand. Pierrot, rasch entschlossen, hemmt des Tieres Gang, nimmt ihm die Binde von den Augen und bindet es von der Stange los. Da blickt ihn das Pferd so seltsam an, in einer Art fassungsloser Dankbarkeit. Pierrot stutzt einen Augenblick — ihm ist, als wäre ihm soeben etwas widerfahren, irgend ein großes, nie geahntes Glück — und er legt sich frohen Herzens zur Ruhe.

— — — — — — — — — — — — — —

Pierrot schläft und träumt: Es kommt eine Frau des Weges — fürwahr, es ist nicht Pierrette. Die Frau hat ein langes, wallendes Kleid und ihr Blick ist ernst und milde — Pierrette geht immer leicht geschürzt und aus ihren Augen blitzen tausend Teufelchen. Die Frau beugt sich nieder und zieht ein feines, goldenes Messer, und sie tastet an dem Schläfer wie suchend. Pierrot atmet schwer — die Frau beugt sich tiefer. Pierrot stöhnt furchtbar — da erhebt sich die Frau und ihr Antlitz ist bleich, doch von nie geschauter Erhabenheit. Und sie hat etwas kleines, blutendes in den Händen und das zuckt wie ein Fischlein, das man dem Teich entnahm. — Die Frau eilt hastig zu einem Beet, in dem viel duftende Blumen blühen und vergräbt das kleine Ding in schwarzem Erdreich. Dann eilt sie davon. Pierrot liegt wie tot.

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist Abend geworden. Der Tag war heiß und des Abends lindende Kühle will heute nicht kommen. Da wandert ein Landmann von ungefähr. Ein altes Männchen, vergrämt und voll Runzeln. Der sieht den schlafenden Pierrot und das ruhende Tier und die vielen Blumen im Beet, die lassen alle die Köpfe hängen. Da will er die große Kanne mit Wasser füllen, sorgsam die Blumen zu gießen — und findet den Brunnen vertrocknet. Da spannt er das Pferd vor die Stange und bindet ihm wieder die Augen zu und spornt es zu eiligem Gang. Da zieht der Brunnen Wasser, der Alte füllt behende den Eimer und gießt mit gütigem Schmunzeln die Blumen im Beet. Die leben auf und ein schwerer Duft erfüllt den im

Abendglanz ruhenden Garten. Der Alte zieht still seines Weges.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Pierrot erwacht und reibt sich die Augen, greift sich an den Kopf und an das Herz, hört des Pferdes eintönigen Trab und das Abendleuten vom nahen Dorf herüberklingen — und wird von einer seltsam ernsten Stimmung erfaßt. Er zieht die Mütze, kniet nieder und betet. — Da tänzelt Pierrette herbei, mit einem großen Blumenstrauß in den zarten Händen. Und schüttelt sich vor Lachen über den betenden, frommen Pierrot. Der springt auf, zornig, verlegen, erblickt den Strauß und will wissen — eifersüchtig, woher sie ihn habe. Da tut sie geheimnisvoll und will es nicht sagen. Er stampft mit dem Fuß und droht ihr — da lacht sie und schildert mit höhnischer Miene einen hoch-vornehmen Kavalier, der ihr die Blumen gegeben, und wie sie ihn liebe und wie er, Pierrot, ihr nun gleichgültig sei. Da ist Pierrot unsagbar verzweifelt und liegt ihr zu Füßen und bittet und tobt, ist wie von Sinnen — will wissen warum dies sei und sie ihn nun nicht mehr lieben könne. Sie schlägt ihm ein Schnippchen und sagt es ihm frei: Langweilig sei er und gar zu gemütvoll. — Immer das Herz voll von heißer Liebe, überschwenglich und zärtlich — und treu — und wie ihr Geliebter, einer der leichten, lockeren Sorte, ach, so viel interessanter sei. Da erzählt er den Traum — und verleugnet sein Herz. Dort läg es vergraben im Blumenbeet — und heißt sie gehn, und wünscht sie zur Hölle! Sie will es nicht glauben und spottet seiner: S' könne keiner aus seiner Haut, daß mit dem Traum sei albern Geflunker. Da will er's beweisen — und blickt um sich und rollt die Augen, wild, unheil verkündend. Und greift in den Brustlatz, jählings — und knallt in den Sand die alte sich mühende Mähre am Brunnen. Dann schlägt er sich vor den Kopf, wie toll und stürzt auf und davon.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Pierrette ist allein. Es ist Nacht geworden — und plötzlich ward's Herbst. Pierrette denkt nach — und sie blickt auf den Strauß in ihren Händen — doch der ist verdorrt. Dann geht sie zum Beet. Wenn es nun wahr wär, und dort in der stillen, schwarzbraunen Erde läge Pierrots Herz vergraben — sie prallt zurück. Trügt sie ihr Auge — stieg ein Mondstrahl zur Erde nieder — oder ist's eins der lebenden Lichter, die in Johannisnächten tanzen? Nein, es ist eine blaue Blume,

wundersam leuchtend, hell erstrahlend in einer Glut, die allem Irdischen weit entrückt. Pierrette will lachen, doch ihr Gesicht verzerrt sich nur zu einer häßlich bangen Geberde. — — Dumpfes Trauergetön von fern. Auf einer Bahre bringen Bauern Pierrots Leiche getragen. Sie zogen ihn aus dem nahen See. Das Haar hängt naß in wirren Strähnen in das bleiche, leidvolle Antlitz. — Da reißt Pierrette mit einer jähen Geste die Blume aus der Erde, und hebt sie hoch, tanzt wie sinnlos und küßt sie, hält sie weit von sich, wie schaudernd — und will sie endlich verlöschen. Doch die Blume leuchtet heller und mehr und mehr, und ihr Licht hüllt den Garten ein und bestrahlt die entsetzten Gesichter der Bauern, des toten Pierrot und den Kadaver im Hintergrund bei dem Brunnen. Da wirft Pierrette die Blume von sich und stürzt nach rückwärts, man sieht sie straucheln, krampfhaft mit den Händen in der Luft einen Halt suchen und stürzen. Die Bauern ergreifen plötzlich die Flucht.

— — — — — — — — — — — — — — —

Eine hohe Gestalt in langem, wallendem Gewand schreitet aus dem Dunkel. Sie bückt sich nach der Blume und hebt sie auf und drückt sie dem Toten sanft an die Lippen und an die Brust. Da hebt der sich langsam auf von der Bahre, wie ein müdes, krankes Kind, das Schutz sucht in den Armen der Mutter vor Schmerz und Gefahr. Die Frau hüllt Pierrot in ihr weites, weißes Gewand und führt ihn langsam — langsam der aufdämmernden Morgenröte entgegen.

— — — — — — — — — — — — — — —

Die traurige Mär von dem Oleanderbaum, den beiden Schlangen und dem Polizeikommissär

von KARL FREIHERR VON LEVETZOW

Auf einem grünen Gelände irgendwo im weiten Weltraum
War einmal ein jetzt im Juli gerade hellrotblühender Oleanderbaum.

Die Grillen zirpten und es zwitscherten alle erdenklichen Vögelein
Und überhaupt war alles in der Welt ganz absonderlich voll Wonne und Sonnenschein.

Ha, was lag da wohl so selbstzweit unter dem Oleanderbaum in seinem Schatten? — —?
O nein! Eben nicht, mein Fräulein! Da haben Sie ganz vorbeigeraten!

Da lag — — doch sei Euch darum nicht bange
Ein alter Schlang mit seiner Lieblingsschlange.

Die beiden guten Tierchen waren nun da äußerst vergnügt,
Dieweil man auf der ganzen Welt und in allen Schichten doch so gern nebeneinander im Freien liegt.

Sie amüsierten sich denn auch fleißig und eifrig — wie man wohl tut,
Wenn man einander garnicht böse ist, sondern nur gut.

Und Schlang und Schlange eng verschlungen
Waren von ihrer gegenseitigen Wichtigkeit in dieser Lebenslage . . . tief durchdrungen.

Mitten aber in sotaner angenehmen Beschäftigung
Erhielt da das höhere Weltsittengesetz eine seltsame Bekräftigung.

Über den Fußsteig kam nämlich ein hochwohllöblicher Herr Sittenpolizeikommissär
Und der fühlte sich — übrigens ganz unleugbar berechtigter Weise — noch viel wichtiger.

Er war ein Kulturträger und hieß Marc-Matheus-Luca-Johannes Stinkschliefel
Und dachte gerade an den nächsten vereidigt zu protokollierenden Amtsstiefel.

Der sah nun den Schlang ganz öffentlich bei der Schlange sozusagen „schlafen"
Und beschloß sofort beide „Beteiligten" für ihre Schamlosigkeit noch in flagranti zu bestrafen.

Er konnte zwar ganz ruhig ungestört und diskret vorbeigehn
Aber er wollte ihnen doch erst und vor allem seine Amtsautorität zeigen.

Außerdem hatte er ein verhülltes aber sehr schmerzhaftes Leiden
Und konnte daher solche wie er sich auszudrücken pflegte „zuchtlose“ Vergnügungen überhaupt nicht leiden.

Erst expektorierte er sich denn weidlich und schimpfte im Amtsstiel nach Noten
„Dieweil öffentliches, gegenseitiges einander Wohltun in jedem Kulturstaat von Amtswegen verboten.“

Hierauf störte er die Ahnungslosen, wohl zielend, mit einem zornigen Tritt,
Daß der Schlang gleich ganz betroppetzt von der Schlange herunterglitt.

Und jetzt, so dachte er, nach dieser frohen befreienden sozialen Tat
Führe ich beide apprehendierte Delinquenten gleich auf das nächste Kommissariat.

Er kannte nämlich keine Naturgeschichte. Und in seiner Beamtenherrlichkeit
Glaubte er sich auch gegen Amtsehrenbeleidigung seitens der von ihm Insultierten gefeit.

Aber statt dessen, o Schreck! plötzlich, zischend, ohne Untertanengewissen
Haben ihn Schlang und Schlange a tempo in die Hand und den Hintern gebissen.

Wie oft ein Schlangenbiß bekanntlich sehr gefährlich,
Was, weil er Gift enthält, der Wissenschaft auch unschwer erklärlich.

Na, der Herr Kommissär konnte sofort nicht mehr aufrecht stehn
Wankte, fiel um, und starb unter konvulsivischen Zuckungen.

Während der Schlang jetzt erst recht und auf des Verschiedenen Rücken
Pietätlos sich von neuem anschickte, seine Schlange zu beglücken.

Schulkinder fanden die kalte Leiche blau aufgeschwollen am nächsten Tage,
Pastor Thränenkohl hielt, in drei Teilen, die Totenklage.

Er schloß hiermit: „Stinkschliefel ist eingegangen zum großen Licht
Als Diener des Gesetzes; sittenstreng, treu, gütig, ehrlich und schlicht.

Er starb wie Paulus: in der Erfüllung seiner Pflicht,
Seine Taten folgen ihm. — Wir vergessen ihn nicht!!"

Die Schlangen haben sich aber trotzdem nicht bekehrt
Und wenn sie nicht gestorben sind, lieben sie sich noch heute unter dem Oleanderbaum ungestört.

Diese Geschichte ist berichtet zur Warnung allen Hochwohllöblichen Sittenkommissären,
Daß sie arme Tierchen die einander wohl wollen nicht durch unzeitgemäßen Fußtritt stören.

Denn da kein Verbrechen leider undenkbar ist auf dieser elenden Erden,
Kann man selbst als beeideter Beamter von gestörten vaterlandslosen Schlangen totgebissen werden!

Spätlinge und Frühlinge

von ROBERT MÜLLER

Der Ästhetizismus ist als eine Kraftform da, als Sport, als kultivierte Idiosynkrasie, das kann man nicht leugnen, er riecht nicht gut, aber die fragwürdigsten Gerüche werden oft Parfüm. Mit seinem povern selbstsüchtigen Glanze kann man Beleuchtungszentren errichten, die genügen würden, ägyptische Finsternisse oder andere Strafen für Kultursünden heimlich zu gestalten. Genau so wie ein Niagarafall von Stimmungen ohne gottverdammte Sentimentalität nach einer Turbine schreit. Es ist nichts bekannt davon, daß eine Elementarerscheinung so sentimental wäre, sich dessen zu weigern, im Gegenteile, was an Widerstand da ist, nützt als Triebkraft. Schließlich ist das Ästhetische an den Dingen das Emotionelle, und das kommt bei guter Anlage stets auf seine Rechnung.

Die experimentelle Psychologie hat sich bisher noch nicht für die Größenverhältnisse der Energieumsätze in den Ganglienzellen eines ästhetisch Genießenden interessiert, aber vermutlich sind sie geringer als die eines aufmerksamen Engeneers, der sein Material studiert und genügend schlagfertige Phantasie besitzt, um in der gegebenen Landschaft die dynamischen Lücken zu entdecken, die sein geräumigeres Naturgefühl, sein ästhetisches Wohlbefinden, das in der Harmonie von zur Arbeit erlösten Kräften gipfelt, verletzen. Eine tüchtig und nett gehende Maschine hat es mit allen feinen Künsten der Welt und allen delikateren Sensationen zu tun. Da ist Musik Rhythmus Proportion Figur und Erfindung, Farbe, soviel man will, Humanität und intuitives Talent, Stil und eine virtuose Beherrschung aller Menschenmöglichkeiten. Darum ist es absolut unerfindlich, warum eine verbummelte Mühle in einer Waldschlucht, die doch auch nicht als autochthoner Pilz ihr Verhältnis zur Umgebung hat, unbedingt lebenswerter sein soll als ein geschmackvoll erdachtes Elektrizitätswerk, das zu seinen szenischen und kraft- und zeitökonomischen Voraussetzungen stimmt. Überdies läßt sich gerade darüber allerlei Männliches sagen. Ein Mühlenleichnam ist im besten Falle gruselig und mysteriös, sonst aber der sicherste Port der Welt, vorausgesetzt, daß der Hunger keinen allzu großen Weg zur nächsten Zivilisation hat. Aber ein Transmissionsriemen, eine hochgespannte Batterie und wahnwitzig getürmte Eisenblöcke sind stets eine ungewisse Nachbarschaft von reißenden Bestien und wirken mit erdrückender Mystik. Nur die aufreibendste, nervös kontrahierte Sprungfertigkeit mit den mobilsten Jägerinstinkten vermag zwischen einem solchen Urwalde von Eisen und Raubtierdrohungen die Kaltblütigkeit zu wahren. — So weit wären wir also richtig wieder beim Alten. Wir sind bis über die Ohren in einen Ursprungstypus verliebt, ziehen unsere Jägervergangenheit aus dem alten Eisen und lüften, wenn wir einander höflich grüßen wollen, die Nomadenglorie. Nun, es hat schon seine Richtigkeit damit. Der idyllische Rousseau war ja ersichtlich ein Erschöpfungszustand, eine im Ganzen genommen friedliche Sehnsucht nach dem Wiegenliede, also ein hoffnungslos beschränkter Rückfall, der durch keine verzehrende Sehnsucht nach Kraftentfaltung hervorgerufen worden war und von allen Urzuständen nur eine paradiesische Faulheit entlehnte. Hingegen steht es heute anders. Le dernier

cri brüllt anders, er klappert mit seinen Fohlenhufen, wirbelt ganz unfeierlich mit seiner jugendlichen Propellerlunge, versetzt die Luft rings auf dem ganzen Erdball in Schwingung. Zugegeben, wir sind ein hochadelig verdorbenes Geschlecht, eine perverse Gesellschaft, so und so oft hat sie sich um ihre Möglichkeiten herumgedreht und — erstes und stärkstes Kennzeichen der Erschlaffung! — schreit endlich prompt nach dem alten Adam — — — Erlauben Sie mal, nein, und obwohl wir zugestandener Maßen eine solche Gesellschaft sind, mißverstehen Sie nicht, wir haben den alten Adam nicht gebeten, im Gegenteile: Alles Kranke, falsch Orientierte, lasterhaft Exzessive in uns ist unsere Hoffnung, ein grandioses Reservoir von Kräften, denen nur Kultur mangelt, eine angemessene kongeniale Kultur. Diese Kultur muß wohl eine technische, also in dem Falle eine psychologisch produktive sein. Es handelt sich um eine unermüdliche Arbeit an einer höchst subtilen Maschine. Ja, es handelt sich um eine edle schöne Maschine mit tausend Verbesserungsmöglichkeiten, die von der Natur selbst inspiriert sind. Denn es geschieht nichts wider die Natur, im Gegenteile, alles Kulturelle ist ein forzierter Natureffekt, eine beseligend tüchtige Kraftentfaltung der reinsten Lebenstriebe. — Die Natur selbst hat uns den Weg schon gewiesen. Produktive Psychologie und Technik, wie sie zwei Namen für die gleiche Erscheinung sind, für eine taktische Selbstverwendung, einmal im psychologischen das andere Mal im physiologischen Sinne, entwickeln den Lebenstypus. Die technische Phantasie ist ein Überschuß sexueller Energien, ein Zeugungsproblem, ein Brutkasten ungarer Rassesamen, wie es sein Korrelat in den schöpferischen Künsten hat, sie verleiht uns etwa die atavistische Fruchtbarkeit, wie wir sie zu den Zeiten besessen hätten, da wir noch Walfische und Fledermäuse gewesen wären. Ein Unterseeboot ist zumindest eine so geistreiche Erfindung wie ein Delphin, und die Konkurrenz zwischen einem Luftschiff mit seinem eleganten Leichtmetall-Gestänge und Gürtelwerk und einer feisten Fledermaus stimmt nachdenklich. — Die entsprechenden Instinkte aus dem Jugendzeitalter des Menschen, wo er noch alles, vor allem aber die Feindseligkeit gegen alles mit dem Tiere gemeinsam hatte, kommen heute wieder oben auf, die elementaren Urkräfte werden aufgefrischt, die atavistischen Typen verjüngen sich, der Patriarch, der Krieger, die Mutter, der Symbolist

und Hellseher in einer Person — dieser wieder anstatt der dekadenten verarmten Form: der Künstler oder: die Kirche — sie treten wieder auf, ihre Popularität ist größer denn jemals. Es ist eine ganze Anzahl von markanten Gestalten mit solchem Ausdrucke, die am Anfange dieser neuen Zeit stehen. Inmitten der Gefahren der Kultur braucht es einen ganzen Menschen, alle Sinne müssen blank sein, überall strotzt es von Gefährlichkeit, es werden wilde Ansprüche an Sinne, Nieren und Nerven gestellt, wie ehemals, als man noch hinter jedem Busche den Feind vermuten konnte, und man kampfbereit auf den Zehen ging, mit sprungfertigen Waden. Diese harte Schule, die ihn sehnig und helläugig machte und seine Nerven bis zu jenem Wahnsinn spannte, für den damals der Begriff: denken aufkam, hat den Menschen zum überlegenen Geschöpf gemacht, seine Rasse verbessert und verzähigt, seinen Willen entwickelt, seine Aktionsmöglichkeit erweitert. Es ist sehr wahrscheinlich, daß die nervöse Elastizität unseres heutigen Durchschnittsorganismus gleich hohe Steigerungsmotive in sich birgt. Von der Natur im engeren Sinne kam es bis zur Kultur, das heißt nämlich, zu einer Natur zweiten Grades, und das wurde durchgeführt durch die gleichsam als Kraftwage sich ringsum aufbäumenden Eindrücke, also mehr durch einen Zustand der Depression, der die menschliche Widerstandsfähigkeit trainierte, von Erfolg zu Erfolg. Wenn es nun zu einem zweiten Sprunge vorwärts kommen soll, zu einem dritten Grade in dem Schachtelsystem der Natur, so kann man berechnen, daß die Methode nicht viel anders fällt als damals, und das stimmt auch. Das Deprimierende einer Kultursituation, ihr Gefährlichkeitsgehalt, ihre scheinbar abträgliche Auslösung zweifelhafter Krampfbewegungen, ist just das, was unseren besten Kerlen am gelegensten kam, ihre Divination in den Weltraum hinausschleuderte, sie zusammenpreßte wie einen Kautschukball, der selbst für Eisen undurchdringlich hart wird und losgelassen mit Vehemenz durchgeht. Just das ist's, was das letzte Nervenendchen an die Haltung verwendet. Es ist ein Feuersteinzeitalter, die Atmosphäre ist ein wenig schwefelig vom Funkenschlagen, und die Dinge sind hart, wirklichkeitshart, und die Linien brüchig, aber sie geben eine feine Klinge ab. Das alles hat ja seine eigene spröde Schönheit.

Man braucht nicht verzweifeln und die Hände in den Schoß legen. Wenn das Sonnensystem wackelig wird, wird man

Zeichnung von Moriz Jung

längs der Ekliptik Schienen legen, das ist die Groteske unseres verdammtehrlichen Lebenswillens. Die Hauptsache ist, daß man in ein Verhälinis zur ganzen großen Welt kommt, daß man für eine Weltanschauung fähig wird, die mit der Technik Schritt hält und nicht hinter Fernrohren, Tiefseeforschungen hinter Dynamit, Dampf und Edison, Tesla und den Kilometerschlachten des russisch-japanischen Kontinentalkrieges zurückbleibt. Das Empfinden geht aus den vier Mauern hinaus in die weite Welt, geht mit offenen Armen und singt, singt. Es umarmt alle die wundergräßlichen Dinge, die da sind, es umspannt mit seinen ungeheuren eisernen Muskeln und seinen Nervenkabeln den Erdkreis, füttert die starren Lieblinge mit seinem Geist und Herzblut, darum huldigt all dieses Blühen seinem Glücksgefühle. Wenn aber die Ex-Seele trotzdem Beschwerden macht, wenn das große seelische Schwungrad seinen Taumel aufführt in den Lagern, seinen Kullerrausch, dann ist der Zustand bedenklich. Weigert sich der Geist, die Speise der Wirklichkeit anzunehmen, kann er die unausgeschoteten Dinge nicht verdauen, dann ist offenbar irgend etwas nicht in Ordnung. Aber der Fluch gilt nicht der Küche sondern den Eingeweiden. Kein Alkohol ist stärker als der von Wasser und Brot, kein Kissen ist weicher als die Poesie der Sachlichkeit, kein ästhetisches Tempo prickelnder als das der Maschinerie, kein Ballet musikalischer als das der Fabrikshalle. Aber jene Organe sind krank und die Fruchtbarkeit ist gelähmt. Es ist eine irreligiöse Verdauung. Auch unsere Zeit hat ihre Religion. Sie sagt viele schöne Dinge vom Weibe und vom Manne. Sie verästelt die Kultur ins Tagewerk, bringt Weihe und Tempo in die Banalität. Es ist die Religion von der Maschine, einem edlen intelligenten Arbeitsindividuum, und es ist eine Ethik des genialen Selbstbetriebes. Das alles ist es, und es mag schon recht sein, daß alles so ist.

Nun läßt sich etwa noch Folgendes bemerken. Unsere Kultur ist die des Mannes, aber wohl nur darum, weil sie auch die des Weibes ist, um nicht zu sagen, daß sie gerade deshalb auch die des Weibes sei. Es hat Kulturen gegeben, wie zum Beispiel das Rokoko und die spezielle Romantik, die ganz auf das Weib gestellt waren, aber damals gab es keine Männer, bloß Mannsbilder, nämlich Bilder von Männern, wie das die Idiome sexuellsozial ungeschiedener Stände so fein und sinnlich schildern. Das Weib ist eigentlich dann am

meisten Weib, wenn die Zeit sich nicht um das Weib dreht, während zu anderen Zeiten das Weib es ist, das einer Kultur das Flüssige, Atlasglänzende der scheinbaren Bewegung verleiht. Je stärker die männliche Kontur eines kulturellen Lebens hervortritt, desto impulsiver verflüchtigt sich der soziale Gedanke in die individuelle Auffassung eines Einzelnen. Das Universelle einer weiblichen Kultur hat Charme. Dagegen hat alle männliche Erscheinung geistig wie körperlich das gerne Hypertrophische, das materiell schwer, sichtbar schwer Skulpierte und besitzt nicht das manuell Fertige, das Approbierte, das reizend Assoziative des weiblichen Lebenswillens. Rokoko, die Albino-Kultur, die extreme weibliche Blondheit, das war die Gotik der Weiber. Die großen galanten Damen erinnern verblüffend an die rauflustige Erote Brünnhilde, und als sie dann später und dann noch später noch einmal wieder in der älteren und in der modernen Romantik auftreten, ist gar kein Zweifel mehr darüber übrig, daß man es mit Krimhilden oder Isolt zu tun hat. Soviel phänomenal tragende Kraft liegt eben in dieser Rasse, daß selbst die Damen noch während des Erschöpfungsstadiums der Männlichkeit imstande sind, das errichtete Kulturgebäude zu stützen, kariatydenhafte Seelen, wie sie noch in keinem Volke, und darum noch in keiner Poesie so hervorspringend und bedeutend gesehen wurden. In dieser kultur-konstitutionellen Kraft des gotischen oder von der gotischen Rassenidee hoch genährten Weibes liegt eine fromme Gewähr für die zweifelhaftesten Zeiten, sie prädestiniert die Rasse geradezu zur Weltherrschaft. Wenn dann der Mann, nach seiner Pause, die fallengelassenen Fäden wieder aufnimmt, ist das Weib die Spindel, daran er sein Gewebe knüpfen wird. Der Querkopf beschwört stets Tod und Teufel, wenn er den Himmel einrichten will, aber er weiß, daß er es nicht für sich schöner und besser haben will. Seine Rebellion leugnet scheinbar jedesmal die Gesellschaft, die steife und zeremoniöse Kultur, aber das ist nur ein stark bewußter Spürsinn für die Interessen der Rasse, der ihn regelmäßig auf die neue Fährte bringt. Um Weibes Wonne und Wert dreht sich die ganze weltbekannte Prügelei, die die Welt bedeutet. Der Dichtersmann, der immerhin auch weniger ein Dichter war als eine resolute Mannsnatur, und aus der heraus schuf er, hat das auf seine eigene literarische Weise formuliert, in einem damals üblichen überirdischen Wortgemälde,

das natürlich nur die Hautfarbe ungemein sorgfältig porträtieren kann, ohne den Blutkreislauf und den Stoffwechsel zu erwähnen, denn so weit ist man derweile noch nicht. Er kam ja selbst gerade von dem nämlichen Chock her, und dafür wuchsen damals die Kräutchen im herrgottseligen Indien. Das wäre etwa so zu berichten. Die Bedeutung ist nicht mehr und nicht weniger die, er war ein Opfer der Rasse; er war ein fiebriges Rassewürmchen im Schöpfernachtdunkeln der Johannisweihwelt. Das machte ihn bekannt mit dem guten Gedanken von Wonne und Wert. Stets nächtigt der Weltentag und die sonnvermummten Himmel gehen geschwängert von einem ungeheuerlichen Glitzern und Gleißen des Blutes, das Irritable liegt in der Luft, und die Liebe wandelt ihre absonderlichen Schleichwege, wenn eine mächtige Zeit das Geschlecht wieder trumpfend und frei herausführen will in den gelichteten Tag. In dieser Beziehung braucht uns also nicht bange sein, wie gesagt, je heißer die Geschmäcker, die sich am Kalten labten, je Kierkegaardscher die Brunst, desto Jakobsväterlicher der Samen. Auch die Intellektualisierung der Geschlechtsvorgänge hat ihre Psychologie, sie wird sozusagen eine produktive Produktion, es ist nicht nur ein Fort-, es ist auch ein Hinaufpflanzen, wie es uns ehemals Zarathustra vorgeschlagen hat. Die Hauptsache ist, daß es wieder Männer und Weiber gibt, zwei ungleiche Pole zu einem Spannungsaustausche. Einen ausgesprochenen fixen Punkt, von dem aus der Mann die Welt in die Angeln heben kann. Sodann ist alle Hoffnung vorhanden, daß sie sich gebührlich weiterbewege.

Antonius heißt der Mann. Die Zeit und ihre Eisen warten auf ihn. Tasso war eine pfahlbürgerliche Genialität, die sich überlebt hat. Dergleichen soll nicht mehr vorkommen, denn in diesem intergenialen Jahrhundert, wo es Nationen von Genialitäten gibt, und wo anderseits das Genie nur nach seiner gut proportionierten Kraft gemessen wird, wäre es ein schlechtes Geschäft, das wir machten. Famose Einfälle und windelweiches Lyrilirium tremens kann ein jeder haben, wenn er sich mit Langeweile gegen das harte Leben narkotisiert, aber ein harter Kopf zu sein und eine diplomatische Stahlfeder, dem ganzen unerträglich mächtigen Leben mit elastischen Nerven gegenüber zu treten, das ist nicht jedermanns Sache. Versteht heutzutage ein Mensch kein anderes Handwerk als die Affekt-Genialität, so ist um die geringste Schonung schade,

die ihm zuteil wird. Herzblättchen war auch in der letzten Zeit gar zu anspruchsvoll — übrigens scheint es, als ob der Geschmack der Damen sich gewandt hätte. Wenns schon ein Dichter sein muß, dann wird der mit den muskulösen Händen bevorzugt und dem Pech an den Fingern, der die Schoten an seinem Lebensschifflein dichtet. — Denn das ist es: Die wahren Bücher hat stets ein Antonius gemacht. Kein Tasso wurde je noch Ökonom, wie Faust-Göthe, und begehrte den Anblick eines freien Volkes, geeint im Kräftespiel der Arbeit, in der Götterdämmerung eines Lebensabendes zu sehen. Und die schlechtesten Köpfe waren es nicht, die ihren Argwohn über den Dichter-Tasso nicht verhielten. Platon und Nietzsche kennen eine bessere Art des Wortes, als die des Dichters. Es ist nicht wahr, was man den Dichtern Wirksames nachgesagt hat.

Eine neue Jugend ist da. Merkwürdig ist, wie sie ohne Hurrah! und wenig vertrauenerweckend heraufkommt, und wie ihr die Reklame erst später, nach so und soviel Selbstüberwindung, Pflicht erscheint. Das ging so zu. In Zarathustra's Höhle fanden sich die letzten allerzuletztesten M ö g l i c h e n zusammen. Selbst allerlei Viehzeug war darunter, aber nur eines war vergessen worden, ein ganz neues Lebewesen, das damals noch unreif war, oder was dasselbe ist, zu dem alles dazumal Bestehende noch unreif war, nämlich die Maschine. Darum bestand des Meisters Testament nicht ganz zu Rechten, und nur der Züchtungsgedanke erwies sich als gerechtes und praktisches Erbteil für das ganze Pandämonium, weil er eigentlich dem tiefernsten Instinkt der Idee von der Maschine am nächsten kam. Was nun die Jugend anbelangt, so trug sie deutlich das Gepräge des Greisentums und des Höhtenklimas, aus dem sie kam. Aber gerade darin lag ein beweiskräftiges Versprechen ihrer Originalität, das psychologische Troglodytenleben charakterisierte einen Anfang von Entwicklung, es wiederholte nach einem riesigen Zwischenraume das historische Frühmerkmal des einzuleitenden Prozesses. Darum auch trug die Jugend die fältigen Züge eines missing link, einer puberten Zwischenstufe. Was aus der Greisenhöhle kam, — und alles mußte dort irgendwie hindurch, denn dort stand unverrückbar sein Typus, durch den es hindurch mußte — was also von dort her kam, das war eine fällige Frucht und ein trächtiger Keim zugleich. Die tiefen Falten der Achtzehnjährigen waren die Babyfalten eines neuen Geschöpfes. Mit

achtzehn Jahren alt und mit einundzwanzig Jahren jung, das war der Ritterschlag des Lebens. Das Mannsbaby folgte auf den Jünglingsgreis. Es wog tüchtig und es hatte Propeller anstatt Lungenflügel, denn es sah überhaupt verdächtig einem intelligenten Mechanismus ähnlich, der sich seines Betriebes raffiniert bewußt war.
Es ist das Jahrhundert des Mannes. Die Dinge müssen mütterlich werden unter unserem Blicke, wie das Weib unter der Berührung des Mannes. Das ist die ganze blutjunge Weisheit im Auzug. Dann kommt womöglich dieses neue ungewisse Etwas, so eine Art viertes Reich, von dem allerdings noch kein Dichter bis jetzt geträumt hat. Doch auch dieses soll eine Synthese aller vorhergegangenen rechten Dinge sein. Des moralischen Reiches, präsentabel gemacht durch den modernen Literaten, des Reiches der Schönheit, der modifizierten Kulturkraftpose, und alles diesbezüglichen Witzes. Das wäre, was sich das dritte Reich im Prinzip gewünscht hat. Zum vierten Reiche aber fehlt das Neue, das allereigenste Kulturlachen, das Mündigkeitssympton der germanischen Rasse, der letzte Wurf ihrer Fruchtbarkeit: Und das ist ein Typus des Weisen, der erste Ritter eines neuen Ordens, der Erste der eisernen Männer mit dem exponierten Schutz- und Trutzmittel der höchsten Geistigkeit: Der Männer von der Maschine.

Wolken

von LEO HEIDRICH

Ein junges Mädel schreibt mir: Es ist ganz lächerlich, fliegenden Wolken nachzudenken, überhaupt wenn ihr Weg ein ganz blaßblauer Himmel ist. Wirklich ist es lächerlich, denn kaum haben Sie sich an die weiche Farbe gewöhnt, kommt protzenhaft ein schwarzer Fleck und ich bin noch nicht so weit, daß ich meine Gefühle im Handumdrehen wechseln kann, oder daß ich überhaupt ohne irgend ein Gefühl, nur der nackten Tatsache wegen, fliegenden Wolken nachdenken kann. Und zugegeben, daß ich mich gleich wieder mit dem Gedanken befasse, dem schwarzen Fleck nachzudenken, wie lange bleibt denn der? Diese unsinnige Abwechslung macht mir direkt Angst und könnte mir Tränen in die Augen treiben.

Wirklich, es gibt Momente, wo ich ganz hilflos bin. Ja, wenn man noch immer den blaßblauen Himmel gewöhnt wäre, der so viel verheißt, aber wenn man früher nur einen düsteren Himmel gekannt hat, der unbedingtes Schweigen forderte? Und der niemals, aber auch wirklich niemals den leisesten Schein in seine düstere Traurigkeit brachte? Vielleicht war es zu viel, wenn ich gesagt habe „unsinnige" Abwechslung, aber ich kann es nicht begreifen, warum das sein muß. Ich hab' ja im Anfang gar nicht darauf geachtet, daß der Himmel anders wurde, wollte es nicht sehen, daß ich es dann sehen mußte und daß ich den fliegenden, so weichen Wolken jetzt nachdenken muß? Ja, ich muß. Und wenn ich gesagt habe, es ist lächerlich, fliegenden Wolken nachzudenken, so würde es mir doch weh tun, es nicht zu können. Darf ich, auch wenn der häßliche schwarze Fleck kommt, immer nur an die weichen, weißen Wolken auf dem ganz blaßblauen Himmel denken?

Ich antworte dem Mädchen: Liebes Kind, ich kann wirklich nicht dafür, daß diese unsinnige Abwechslung Ihnen weh tut. Ich habe viel früher und viel mehr den fliegenden weichen Wolken auf blaßblauem Himmel nachgedacht, nie an Schatten gedacht, bis ich dazu gezwungen wurde. Und deshalb mein Mißtrauen und meine Bitterkeit. Aber Sie sind klug und sollen deshalb die Abwechslung als Vorbereitung für die Tage betrachten, die keine Wolken haben und in denen der Himmel ein sattes, sicheres Blau hat.

Stachelverse

von CARL BLEIBTREU

Händewaschung

Ich möchte die Behauptung wagen:
Es zeigt sich unser Romancier
Herr Fidibus mit Haut und Kragen
Als echter deutscher Thackeray.
Und ich erkläre ohne Fragen,
Daß unsres Schmierax feiner Geist
In humoristischem Behagen
Als deutscher Dickens sich erweist.

Oberrichter

Ich bin der nationale Professor Gallenstein,
Dies Buch des jungen Mannes, es könnte löblich sein.
Es möchte wohl am Ende nicht ganz verwerflich sein,
Doch möchte ich auch dieses nicht allzusehr beschrein!
Es könnte, möchte, dürfte und sollte wohl so sein,
Doch ist es leider nicht so. Gezeichnet: Gallenstein.

Der Ungebärdige

Der Clique und der Clague stolze Ritter,
Durch eure Pappe schlag ich euch ein Loch.
Verbeißt ihr auch den Hieb, ihr fühlet bitter:
Auch hinterm Berge wohnen Leute noch. —
Du reiner Tor! Kommt Mohammed zum Berge,
Der Berg kommt sicher nicht zu Mohammed.
Du brüllst und haust zum Gaudium der Zwerge,
Der Berg der Dummheit unverrückbar steht.

Reklamegeburt

Das Dichterbaby kreischt aus seiner Windel:
O süße tintenschwarze Zauberflasche,
O laß mich lutschen, Amme Presseschwindel,
Damit ich etwas Lebenskräfte nasche! —
Es schreibt der benedeite X. nunmehro
Ein Drama — das noch gar nicht existiert.
Euch allen e i n e n Hals wünsch' ich, ein Nero,
Daß ihn e i n Beilhieb sauber wegrasiert.

Kaufmannspoesie

Das langgemähnte Musenpack
Klimpert lyrische Leiern . . .
Da stand ich schon im Männerkampf
Und machte in Käse und Eiern.

Nur solche hohe Schule frommt
Uns realistischen Kennern . . .
Ihr Idiologen, lernt zuerst
Geschäft von erfahrenen Männern!

Ein überlebter Artikel ist
Das Schaffen für unsere Tage,
Nur die geschäftliche Konjunktur
Das ist die brennende Frage.

Ich habe ein flottes Dichtergeschäft
In hellen karrierten Stoffen,
Auch alte Hosen wende ich gern,
Wo ich Solides getroffen.

Flickschusterfirma, renommiert,
Im Trust der Bühnenschneider,
Die Kunden werden fix bedient . . .
Prost, Dichter-Hungerleider!

Der blaue Himmel

Ein Akt

von ERHARD BUSCHBECK

PERSONEN:

Der Aufseher
Seine Frau
Seine Kinder, zwei Mädchen
Der älteste Arbeiter
Lösch
Andere Arbeiter

Vor einer großen Eisenfabrik. Rechts die Fabrik, links fangen die Häuser der Arbeiter an. Große, schwarze, aufgestapelte oder übereinander geworfene Eisenstücke, Kohlenhaufen, eine rußige Erde. Und darüber spannt sich der blaue Himmel eines Wintertages. Zum Hintergrund hin weite schneebedeckte Felder. Es ist Vormittag und der Akt spielt in der Frühstückspause.
Die Mädchen des Aufsehers spielen zwischen den aufgestapelten Eisenstücken. Das kleinere ist vielleicht acht Jahre, das größere zehn Jahre alt. Beide sind ganz einfach gekleidet. Sie lachen und schreien.

Die zwei Mädchen: Hollaradidi, Holladadi, ramtatadamdam, tamtamdadi. (Sie lachen.)

Das größere Mädchen (gibt dem kleineren plötzlich einen Puffer): Fang mi, wennst d' kannst. (Sie spielen Fangen und schließlich fängt das kleinere Mädchen das größere ein und hält es fest.)

Das kleinere Mädchen: Ätsch, jetzt hab ich dich.
Das größere Mädchen: 's ist kein Kunststück, wenn ma so klein is, daß ma eh schon bald nicht gehn braucht, sondern schon fliegn kann.
Das kleinere Mädchen: No, auf deine langen Haxen brauchst dir a nix einz'bilden. Und derschnaufn kannst es a schon nimmer. Geh scham dich. Laß dich heimgeign.
Das größere Mädchen: Ija, deshalb brauchst aber no nit so zschimpfen.
Das kleinere Mädchen: O mein, jessas nein, bist d' a schon so a fade Lätschna wie der Vater.
Das größere Mädchen: Na geh, i bitt dich gar schön. Wart, i werd dir zeign, daß i gar nit so lätschig bin. (Sie versetzt der kleineren einen Schlag.) Da, glaubst dus jetzt?
Das kleinere Mädchen (fängt entsetzlich zu weinen an und will davonlaufen.)
In diesem Augenblick kommt die Aufseherin. Sie ist ein starkes, in jedem Sinne robustes Weib.
Die Aufseherin: Hollo, was gibts denn schon wieder.
Das kleinere Mädchen (läuft ihr, noch weinend, entgegen):
Sie hat mich gschlagen.
Das größere Mädchen: Ja, weil sie mich gschimpft hat, daß ich lätschig wie der Vater bin. Da hab ich ihrs anders zeigt.
Die Aufseherin (über deren Mund ein spöttisches Lachen fliegt): Ihr blöde Fratzen. (Von der Fabrik her ertönt ein schrilles Pfeifen, das die Frühstückspause anzeigt.) So, jetzt marsch aber, zu flennen aufgehört und hinein. Die Arbeiter kommen. 's ist Frühstückspausn.
Die zwei Mädchen (gehen nach links zu den Häusern. Im Abgehen aber ruft noch unwillig)
Das kleine Mädchen: Schenieretn uns geh.
Die Aufseherin (ist allein und vollkommen geichgiltig links stehen geblieben.)
Die Arbeiter kommen von rechts lebhaft debattierend herein.
Der erste Arbeiter: A Gemeinheit is, a Gemeinheit, das sag i.
Lösch (junger Bursch mit kurz geschorenen roten Haaren, in seinem Reden sehr scharf.): Das hat ihm wieder gleich gsehn. Spannts 's jetzt endlich, was für einer er is.

Der zweite Arbeiter (bedächtiger):
Das ist aber do zstark; na so was.
Der dritte Arbeiter: Gebts acht, Mannder, da steht ja sein Gifthenn.
Inzwischen sind die Arbeiter nach links in den Vordergrund gekommen, gegen die Aufseherin zu, die dort, alles hörend, ruhig stehen geblieben war.
Der älteste Arbeiter (im Vorbeigehen, mit gutmütigem Spott in den Augen, ironisch lächelnd):
Guin Morgen, Aufsehrin.
Die Aufseherin (kurz, unfreundlich):
Grüß Gott.
Während die anderen links verschwinden, ist Lösch hinter ihnen zurückgeblieben und kommt ganz nahe zur Aufseherin hin.
Lösch: Servus, Marie.
Die Aufseherin (kurz):
Servus.
Lösch: No, dein Mann, der hat sich heut wieder schön zeigt.
Die Aufseherin: Was hats denn geben?
Lösch: Den Gruber und den Haffner hat er anzeigt, weils beide beim Ofen graucht haben. Entlassen sinds worden. Wegen einem Zigarettl, bitte! Als hätten das nit hundert vor ihnen a schon so gmacht. (Da die Aufseherin nichts antwortet, fängt er nochmals an.) Zum Teufel, — Ordnung muß sein, hat er gsagt. Hab ihm schon entgegenreden wolln, hab ihm schon ins Gsicht schrein wollen, schau lieber amal bei dir daham nach, ob da alls in »Ordnung« is. Ob nit vielleicht dein Weib eher an andern ghört als dir.
Die Aufseherin: I, dir ghörn? Du ghörst mir, wann i mag.' — Ihn wirst a nie verstehn.
Lösch: Is ma a nit leid drum, um das Verstehn. — Da kommt er übrigens eh schon. Wie er aufbläht ausschaut. I drück mi lieber. Pfüat di. (Geht ab.)
Die Aufseherin (bleibt ruhig stehen und macht, mit dem Rücken gegen den sich nähernden Aufseher, als ob sie ihn nicht sehen würde.)
Der Aufseher (ist von der Fabrik herspaziert gekommen, er ist groß und stark, hat einen schwarzen kurzen Vollbart und scheint ein Mann mit starkem Willen und einer charaktervollen Intelligenz, die auch höherer Ergriffenheit fähig ist.)
Grüß di Weib.

Die Aufseherin: Servus.
Der Aufseher: Wo sind denn die Kinder?
Die Aufseherin: Im Haus. (Auf einmal gereizt): Was willst denn von ihnen?
Der Aufseher: No, du bist heut wieder einmal schön schartig. Woher denn?
Die Aufseherin: Hast ja schon wieder a nette Gschicht gmacht. Mußt denn a jede Kleinigkeit anzeign?
Der Aufseher: Ordnung muß sein. Und das gilt im Großen und im Kleinen.
Die Aufseherin: Möcht wissen, was das schadet, wennst heut ein Aug zudruckt hättst. Wegen so einer Lappalie.
Der Aufseher: Weib, das geht dich nichts an. Und ich will nit, daß du mir da was dreinzureden versuchst.
Die Aufseherin (mit Spott): So, du willst es nit. (In Ernst übergehend und mit sich steigernder Wut) Aber das sag ich dir, i wills nimmer länger aushalten, daß i deinetwegen, wegen deiner Tüftelei, deiner Streberei, von allen Arbeitern gspott werd und über die Schulter angsehn.
Der Aufseher: Was gehn dich die Arbeiter an! Zu mir ghörst und an mich sollst denken.
Die Aufseherin: No, sei nit gar so einbilderisch. Er werdn wohl andere Leut a noch für mich auf der Welt sein dürfen.
Der Aufseher: Aber niemand steht dir näher als i und drum sollst auch an mich zerst denken.
Die Aufseherin: Wie er das nit weiß, niemand steht mir näher als er. Ja kannst dir das nit vielleicht denken, war das nit vielleicht möglich, daß mir so unter den Arbeitern zum Beispiel einer näher stünd als du.
Der Aufseher: Weib, jetzt sei stad. Jetzt redest ja in blinden Zorn nein.
Die Aufseherin: Blinder Zorn meinst. Blind! Da möcht i wissen, wer blind is. Und eingebildet dazu.
Der Aufseher (weniger grob, als energisch): Jetzt sei aber still, sonst setzts was. (Kurzes, feindseliges Schweigen.) Es kommt der erste Arbeiter wieder zurück.
Der erste Arbeiter (spöttisch): Ein liebend Paar. Nur nit so hitzig.
Der Aufseher: Geht das dich vielleicht was an?
Der erste Arbeiter: Angehn nit, aber gfreun tuts mi. Man sichts halt gern, wenn sich zwei Leut so recht gern haben.
Lösch und zwei andere Arbeiter kommen.

Der Aufseher (zum ersten Arbeiter): Ruhig, sag ich, misch dich nicht in meine Sachen.

Lösch: Hö—hö. Hier sind wir nit im Dienst. Da gibts kein Befehlen und keine Extrawurst.

Der Aufseher: Lösch, fangens nit auch noch an. Das könnt ja lieb werdn.

Lösch: Warum denn i nit, bin i vielleicht schlechter als die andern?

Der Aufseher. Das hab ich nit gsagt. Ich will nur, daß ihr mich in meinen Sachen in Frieden laßt.

Lösch: Frieden! Sie wollen Frieden haben? Gengans heim mit ihrem Frieden, sag i ihnen. Lassens uns zerst einmal in Frieden mit ihrer narrischen Ordnung und ihren Schindereien!

Der erste Arbeiter: Das sißt.

Der Aufseher: Herrgott, wollts denn ihr nie kapieren, daß das doch alls nur zu eurem Vorteil geschieht, daß i doch nie was davon hab.

Die Aufseherin: Möcht wissen, warum dus dann tust. Das siehst ja, daß die deine Liebe für sie nit brauchn und nit wolln.

Lösch: Da habts es, Aufseher. Nit einmal euer Weib hilft euch mehr. So schlecht stehts mit der Sache der »Ordnung«.

Der Aufseher: Freun sie sich nicht zu früh. (Stark und mit Nachdruck) Ich weiß, daß mein Weib auf meiner Seite steht, gegen euch.

Die Aufseherin: Nur nit so schnell, Mann. Ich könnt doch einmal auch für sie sein. Befehlen könnst mir da nichts.

Der Aufseher: Befehlen tu ich dirs auch gar nicht. Aber es ist doch von selbst klar, daß dus fühlst, wie ich recht hab.

Die Aufseherin (deren Widerstand durch die Gegenwart der Arbeiter, die nach und nach alle wieder zurückgekommen sind, gereizt wird): Möcht wissen, woher. Was weißt denn du davon, wie ichs »fühl«.

Der Aufseher: Weib sei ruhig. Komm mit ins Haus, ich will frühstücken. Und ihr schauts auch, daß sich für eure freie Zeit eine andere Unterhaltung findt.

Die Aufseherin (in Wut, bevor noch die Arbeiter antworten konnten): Ich laß mir nit schaffen, wann ich neingehn soll oder nicht.

Der Aufseher: Aber Kind, reg dich nicht auf und komm.

Zeichnung von Josef von Divéky

Zeichnung von Josef von Divéky

Die Aufseherin: Ich bleib da, hab ich gsagt. Und überhaupt, ich habs satt, dein ewiges Anschaffen, deine tropfige Eitelkeit und deine (das Wort spöttisch dehnend) »Gefühls«-badereien. Komm her und schau dir den da an (auf Lösch zeigend), der ist mein Geliebter, seit etlicher Zeit.

Schweigen.

Der Aufseher (bleibt aufrecht, in scheinbarer Ruhe, in sich etwas verbeißend. Dann geht er mit ruhigen, festen Schritten zu einem der Häuser links und ruft): Mädeln, kommts herunter. (Sie kommen und laufen sofort zur Mutter). Kinder, die Mutter geht heut fort und ihr bleibts bei mir.

Das größere Mädchen: Mutter . . .

Das kleinere Mädchen: Na, i geh mit dir.

Der Aufseher (während sein Weib unbeweglich, ohne eine Miene zu verziehen stehen geblieben ist): Kinder, laßts eure Mutter und kommts her zu mir und bleibts bei mir.

Das größere Mädchen: War uns zfad.

Das kleinere Mädchen: Na, na, wir gehn mit der Mutter.

Der Aufseher: Gehts.

Die Aufseherin (nimmt die Kinder und geht mit ihnen schnell nach rechts ab.)

Der Aufseher (ist zusammengebrochen und kauert unbeweglich auf einem Haufen übereinander geworfener Eisenstücke.)

Von der Fabrik her ertönt wieder das Pfeifen. Die Arbeiter gehen daraufhin einer nach dem andern nach rechts ab, zuerst Lösch, ganz still, dann

Der erste Arbeiter: d'Frühstückspausen ist aus. Gehn ma.

Der zweite Arbeiter: Gsegnete Mahlzeit, Aufseher.

Der dritte Arbeiter: Daß d' halt nit vergißt z'inspizieren, Aufseher. 's ist der »Ordnung« halber.

Sie sind alle gegangen, nur der älteste Arbeiter ist zurückgeblieben. Er hat sich nicht weit vom Aufseher ebenfalls auf einen Haufen Eisenzeug gesetzt.

Langes Schweigen.

Der Aufseher (schaut nach und nach wieder auf. Lange blicken seine Augen ins Weite. Dann sagt er zum ältesten Arbeiter, ohne ihn eigentlich zu beachten, ohne Pathos, aber mit innerer Stärke): Wie schön weiß heut die Felder sind, und der Himmel darüber so blau . . .

Vorhang.

Heiterer Frühling

von GEORG TRAKL

1.

Am Bach, der durch das gelbe Brachfeld fließt
Zieht noch das dürre Rohr vom vorigen Jahr.
Durchs Graue gleiten Klänge wunderbar,
Vorüberweht ein Hauch von warmem Mist.

An Weiden baumeln Kätzchen sacht im Wind,
Sein traurig Lied singt träumend ein Soldat.
Ein Wiesenstreifen saust verweht und matt,
Ein Kind steht in Konturen weich und lind.

Die Birken dort, der schwarze Dornenstrauch,
Auch fliehn im Rauch Gestalten aufgelöst.
Hell Grünes blüht und anderes verwest
Und Kröten schliefen durch den jungen Lauch.

2.

Dich lieb ich treu du derbe Wäscherin.
Noch trägt die Flut des Himmels goldne Last.
Ein Fischlein blitzt vorüber und verblaßt;
So deine Blicke durch die Dämmerung fliehn.

Die Wolken draußen, Linnen schimmern weiß.
Ein kleiner Vogel trällert wie verrückt.
Das sanfte Korn schwillt leise und verzückt
Und Bienen sammeln noch mit ernstem Fleiß.

Komm Liebe nun zum müden Arbeitsmann!
In seine Hütte fällt ein lauer Strahl.
Der Wald strömt durch den Abend herb und fahl
Und Knospen knistern heiter dann und wann.

3.

Wie scheint doch alles Werdende so krank!
Ein Fieberhauch um einen Weiler kreist;
Doch aus Gezweigen winkt ein heiterer Geist
Und öffnet das Gemüte weit und bang.

Ein blühender Erguß verrinnt sehr sacht
Und Ungebornes pflegt der eignen Ruh.
Die Liebenden blühn ihren Sternen zu
Und süßer fließt ihr Odem durch die Nacht.

So schmerzlich gut und wahrhaft ist, was lebt;
Und leise rührt dich an ein alter Stein:
Wahrlich! Ich werde immer bei euch sein.
O Mund! der durch die Silberweide bebt.

Der Wanderer und das fremde Kind

von WILHELM SCHMIDTBONN

Dich, fremdes Kindlein, nehm ich von der Straße auf
Und trage dich, seltsam gelaunt, ins Gras zur Seit,
Ich ziehe Schuh dir aus und Band und Strumpf und Kleid
Und binde los dir deines Haares blonden Hauf.

Nackt, weiß kniest du vor mir und siehst beschämt und stolz
Aus deinem Grasbett, fast so hoch als du, hervor.
Bald kriecht das Käfervolk durch deiner Kniee Tor,
Wir bauen Burg und Brücken ihm aus Stein und Holz.

Dann gehen wir zum Bach, du klein an meiner Hand,
Du klimmst hinab, ich neße dir im Spiel dein Haar,
Wir spiegeln uns, und siehe: ein Gesichterpaar
Blickt nahe zu uns auf, bekannt und unbekannt.

Das ist mein Troß im Kinn, mein Zorn im Aug, viel Schwur
Und Schwurbruch auf der schwarzen, vorgereckten Stirn —
Daneben dein Gesicht wie unberührter Firn,
Und wie von andrer Welt noch eine leise Spur.

Doch nimmst du mich und küßt den schweren Mund mir zu:
So mußt du unter allem Hartgebogenen sehn
Die Zeichen noch von alter Kindheit leuchtend stehn.
Und tief ergreift mich dies: so bin ich noch wie du.

Ursprung

von JOSIP KOSOR

Mein Herz war Adler voreinst
Der von Sonne zu Sonne flog
Und der Sonne trank — Wein des Weltalls . . .
Und als mich Mutter gebar vor dem flammenden
Gesicht purpurnen Südens,
Da flog der sonnentrunkene Adler an meine Brust herab,
Zerriß sie und kerkerte sich auf ewig hinein . . .

Marmor war meine Seele,
Der keusch und weiß im tiefen Gebet schwieg
In hohen düster drohenden Bergen,
Während die Zeit mühsam, qualvoll die Berge emporkroch.
Daher mir Sehnsucht nach Uferlosem,
Nach Macht und Zerstörung,
Nach dunklem Himmel, wo Engel der Einsamkeit
Leiden . . .
Und als mich Mutter gebar vor dem flammenden Gesicht
purpurnen Südens,
Da fiel des Schicksals schwere Hand auf eisigen Stein
Und entrang ihm seine marmorne Seele,
Und steckte sie in meine Brust hinein,
In meine adlersklauenzerrissene Brust . . .
O Schmerz ! Mein Gott du! O Adler und Marmor! . . .

Der Bettler

von ALFONS PETZOLD

Er entsteigt der Tiefe eines Seins
Das mit uns unbekannten Qualen voll
Seine Hände heben sich wie Schalen, wartend des Weins
Der Wohltat, der sie füllen soll.

Seine Blicke sind Dolche
Geschliffen vom Haß
Seine Worte kriechende Molche
Bedeckt mit eklem Naß.

Das steinerne Gebet
Der Kirche vor der er steht
Sieht er an mit hungernden Gedanken
„Lumpengott, dir hab ich das Elend zu danken!"

Aber manchmal, wenn die große Sonne scheint
Und auf das Haupt des Bettlers glühende Tränen weint
Strahlt auf in seinen Augen ein seltsam froher Glanz
Wie der von frischen Blumen in einem welken Kranz
Und die rauhe Stimme raunt jeden zärtlich zu:
„Siehe ich bin ein Mensch, ein gottgeliebter, wie du!"

Dann füllen sich die Schalen seiner Hände
Bis ans Gerände.

Verliebte Frauen

von PAUL ZECH

Das ist das dunkle Rätsel der verliebten Frauen
Und ihres Wesens unerforschte Seltsamkeit:
Sie kommen fernher mit gesenkten Brauen
Und tun ganz blöde und verschüchtert eine Zeit.

Bald biegt ihr Schlanksein in ein fremdes Wiegen,
Das niemals war und so in Zärtlichkeit hinüberschwingt,
Wie Birken, die sich blank dem Wehn des Abends biegen
Und so wie eine Glocke, die nur selten klingt.

Sie ruhn und ruhen erst bis sie an einen Blassen
Den man vermummt in all den Mädchenstuben weiß,
Ihr Allerheiligstes verschwenden und verprassen.

Der nimmt das Unversehrte ihrer Purpurmunde
Und gibt es dann wie etwas Ausgepreßtes preis
Und geht entlarvt an den Verdorbenen zugrunde.

Delirium

von SIEGFRIED TREBITSCH

Die schweren Flocken deiner Müdigkeiten
Verdunkeln deines Lebens tiefen Strom
Und über gnädig abgesteckten Weiten
Wölbt dein zermalmtes Wissen keinen Dom.

Es wird die Oberfläche trüb und trüber,
Das stockende Gerinsel wächst zum Damm,
Zu Wogenkämmen ballt ein schnödes Fieber
Was groß und klar aus Bergeshöhen kam.

Und schmerzverzerrt zum fahlen Totenspiegel
Erstarrt die Reinheit, die ein Gott erschuf.
Die letzte Kraft hebt sterbend goldne Flügel,
Doch nur das Herz der Welt hört deinen Ruf.

Der göttliche Portier

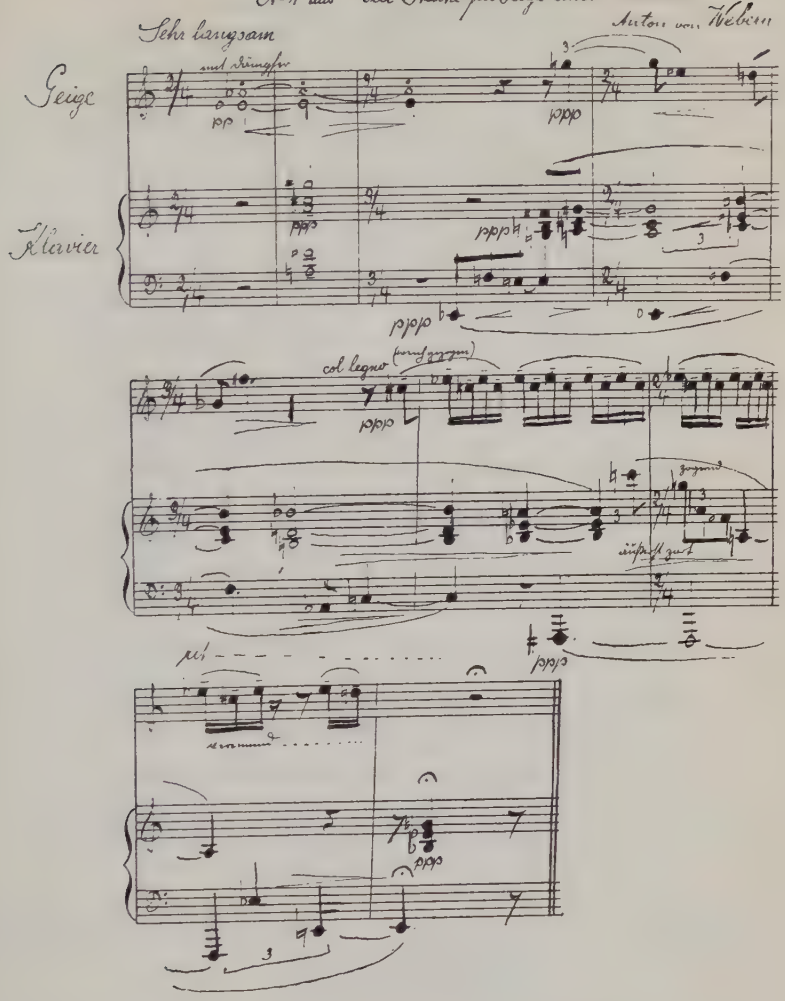
von FRANZ WERFEL

Als ich an dir vorüberlief als Knabe
Wuchst du ins Tor, unendlich aufgehoben.
Dein Dreispitz rührte Wappensterne oben,
Allmächtig sank dein Bart, Mann mit dem Stabe!

Wie ich mich kindlich auch vergangen habe,
Gestickter Greis, du tratst herein, zu loben,
Warst mildernd bösem Kindertraum verwoben
Wo ich mich bebend liegen sah im Grabe.

Nun wieder Bibelgott erscheint dein Bild.
Aus Kindernächten wallt dein breitgelockter
Erzväterbart, der goldne Brust umquillt.

Die winterlichen Tressen klingeln mild . . .
Und tief beruhigt mich dein weißbeflockter
Allgütiger Pelz. — Ich weine traumgestillt.



Musikstück von Anton von Webern

Die Parteien

von FRANZ THEODOR CSOKOR

Unsere Sehnsucht schuf sie notwendig
Wie die Ketten notwendig sind;
Wächter, daß alle, die sonst zu unbändig
Wünschten, Verpferchte blieben und blind.

Diese haben dem wütenden Leben
Götter zum Bann gesetzt, wie eine Wand;
Andere preßten das lüsterne Land
Unter die Waffen zu stumpfem Ergeben.

Dem lieh der Stachel nach höherem Schreiten
Kräfte im Kampf, des er sonst sich geschämt;
Jenen verführte die Freude der weiten
Stimme, die Wollen von Hunderten zähmt.

Manche auch haben das trübe Begehren
Abgelenkt in ein verändertes Ziel,
Hoffen verfeilscht und mit weisem Verwehren,
Freiheit im Munde, getrieben ihr Spiel.

Fürsten und Bonzen und die aus dem Lärme
Ihrer Maschinen sich höher gerafft,
Traten sie erst an die Spitzen der Schwärme,
Trogen sie immer die heischende Kraft.

Einem Notwendigen ewig zu dienen,
Legen sie Masken vor unsere Gier,
Daß wir nur alle, die hinter ihnen,
Unsere Sehnsucht nicht nennten: Das Tier!

Liebeslied

von ROBERT BRANDT

Liebste Freundin! Alle Reinheit
Mußt du endlich so begreifen:
Wie aus schmutziger Nacht und Kleinheit
Blumen hell zu Farben reifen.

Lächelst spöttisch meinem Lieben.
Sieh! Ich werde umgetrieben,
Weil ich nur im Fließen bin.
Aber das ist vieles Wort
Und nur du bist mir der Sinn.
Du nur bist der rechte Ort,
Aus den unbehau'nen Trümmern
Mir ein Leben aufzuzimmern.

Lerne glauben, daß die Wellen
Von der Dirne zu der Nonne
Unter einer Sonne schwellen,
Und dann bist du schon die Sonne.
Zwischen Kirchen und Bordellen
Dürfen nicht nur Große schreiten,
Müssen auch wir Kleinen gleiten.

Ja, du weißt, daß manche Frauen
Mich ergötzen, mich erbauen
Und ich will mich nicht betrügen,
Will nicht sagen: Es ist nicht
Und will dennoch vor dem Licht
Als ein reiner Beter liegen.

Denn du bist die Unversehrte,
Die ich freudiger begehrte,
Die ich inniger erkannte;
Die ich mir ins Helle wandte.
Ohne dich sind manche Freuden,
Ohne dich geliebte Leiden,
Aber Singen, Weinen, Beten,
Soll in deine Nähe treten.

Bist der Kuß in allen Küssen,
Bist das Auge der Gesichter,
Bist das Licht, das sich entzündet
Und die rings verstreuten Lichter
Ganz zu seinem Dienst verbündet
Und sich dreifach hell verkündet.
Bist der Strom von allen Flüssen.
Mag mein Lied für manche Weiten,

Manche Frauen sich bereiten,
Liebste, Liebste, Dir wirds frommen,
Denn wenn Deine Töne kommen,
Wird er in die Wirbelwogen
Deiner Melodie gezogen.

Schatten

von ERNST LISSAUER

Hinter den grünen Fensterläden,
Durchstäubt von treibenden Sonnenfäden,
In Dämmer und Schimmer
Schlummert mein Zimmer

Von Ecke zu Ecke
Zart über die Decke,
Leis über die Wand,
Kommen mit grauen
Schritten
Schatten geglitten,
Setzen den Fuß, bewegen die Hand,
Männer und Frauen,
Steile Hüte, geraffte Röcke,
Tragen Körbe und Taschen und Stöcke,
Verweilen,
Eilen.

Die auf tagblankem Stein und Asphalt,
Durch die Straße gehn, lebendig Blut und Gestalt
Zwischen durch mein Zimmer, gespiegelt in Schattenlicht
Spukgeister, Spukgäste und wissen es nicht.

Der Pestbazillus unterm Mikroskop

von HUGO WOLF

Eingesogen, Eingesponnen
In ein schlummerndes Entsagen,
Sinnt er noch den Hauch der Sonnen
Und die Glut von wilden Tagen.

Da er jung war, um sich jungen
Körpern liebend hinzuneigen
Und, durch Lebens Kreis geschwungen
Tiefer in den Tod zu steigen.

Und sie lagen steif und trocken
Reih an Reih, die er verlassen.
Doch nun wird ihn nichts mehr locken
Und — man wird ihn weiter hassen.

Nachtwache

von FELIX BRAUN

Auf meinen Knien schlief sie die ganze Nacht —
Durch Fremdland stob der Zug, der lampenhelle, —
Ich aber saß, reglos, an enger Stelle,
Ganz schmal in mir, wie man bei Kranken wacht.

Wo seid ihr, Augen? — Hast mich angelacht
Gar oft, träumender Mund, deß Atemwelle
An mir vorüberstreicht! — O Herzensquelle,
Wem rauschst du nun, wem bist du zugedacht?

Ein fremder Jüngling, Schlaf, hat sie entführt,
Den Spiegel Traum ihr weisend, und sie geht
Nach Haus zu Eltern und Geschwistern wieder.

Kind ist sie — Mädchen — alte Welt ersteht —
Erloschen ich — . . .
Da beug' ich mich schnell nieder
Und hab' sie an der Schulter leicht berührt.

Liebe

von KAMILLO LAUER

Sie wohnt mit dir allein drei Treppen hoch
Und bietet dir nachtnächtlich ihren Leib,
Mit welkem Busen, arbeitwelkem Fleisch.

Du nimmst sie hin wie ihren Kaffee früh
Und machst dich auf den Weg und von ihr frei,
Sie aber schleicht dir nach mit wundem Blick.

Und kommst du nachts betrunken, taumelnd heim,
Flammts in ihr auf, sie schreit und duckt sich bald
Vor dir und deinem Schlag — und flieht und bebt.

Und schnarchst du auf den roten Kissen ein,
Kommt sie zu dir und zieht dich zu sich hin:
Es liegt nicht Güte drin und auch nicht Trieb.

Bis daß sie einmal, toll und Schaum im Mund,
Dir in die Gurgel beißt. Und man verscharrt
Sie abseits: stumm an einem kalten Tag.

Geflüsterte Werbung des Sängers an den Epheben

von ALFRED GRÜNEWALD

Geliebter, laß mich deinem Leid
In sanften Bräuchen dienen.
Ich wäre Hüter dem Geschmeid
Aus Lächeln und aus Mienen

Der Großen Trauer. Möchte bang
Mit Hymnen dich umhegen.
Und möchte meine Hände lang
Auf deine Augen legen.

O neigte sich (geheimer Art)
Dein Leid aus Wolkenferne,
Und feuchte Lider böten zart
Verräterische Sterne.

Ungeduld

von EMIL LUDWIG

Ungeduld fliegt mir voran!
Meines Schiffes schlanker Kiel
Unter dem leichten Segel gezogen
Schneidet die Wasser,
Daß er die Göttin
Faßt.

Aber stets um eines Flügelschlages
Reizende Breite
Bleibt unerreichbar
Die Zauberin —
Ungeduld fliegt mir voran!

Unser Liebeslied

von ELSE LASKER-SCHÜLER

Du bist alles was von Gold ist
In der großen Welt —

Ich suche deine Sterne
Und will nicht schlafen.

Wir wollen uns hinter Hecken legen
Uns niemehr aufrichten,

Aus unseren Händen
Süße Träumerei küssen.

Mein Herz holt sich
Von deinem Munde Rosen;

Meine Augen lieben dich an
Du haschest ihre Falter.

Was soll ich tun
Wenn du nicht da bist?

Von meinen Lidern
Tropft schwarzer Schnee.

Wenn ich tot bin
Spiele du mit meiner Seele.

„Post coitum omne animal triste“

von HEINRICH NOWAK

Nur mühsam dringt das Dämmerlicht durchs Fenster,
Gehemmt durchs Tuch teilweise neuergänzter
Portieren. — Staub liegt grau auf allen Kästen,
Ein abgerissner Knopf träumt träg von Festen.

Ein Amor hält Kunstblumen in den Händen,
Verschlafne Bilder lungern an den Wänden —
Ein Divanloch spreizt weit sein Maul zum Gähnen,
Wirr hängen Kleider über Sessellehnen.

Von draußen hört man einen Wagen knarren,
Der frühe Tag will einen bleichen Narren
Auf weiten Zickzackwegen irre führen, —
Ein Hausknecht schimpft und schmeißt die Stiefel vor die Türen.

April

von LUDWIG ULLMANN

O Luft, von Frühlingsahnung schwer!
O Herz, von Sorgen und Träumen leer!

O erstes Grün im Grau versteckt,
Du Reif, der früh die Zweige deckt —

Ein Vogel singt verfrüht sein Lied,
Die Dohle über die Felder zieht.

Am Horizonte plump und groß
Geht goldumflirrt ein Wolkenroß.

Schon schimmert zart ein Veilchenblau
Auf Ackerwiesen grämlichgrau,

Zwei Rößlein traben die Straße her,
Ein Huppensignal krawallieret sehr.

Ein kleines Tränlein rumort im Blick —
Zwei Enten watscheln bedächtig und dick.

Die Frösche quacken schon früh am Tag —
Hat auch mein Herz einen andern Schlag.

Abschied

von ALFRED VON WINTERSTEIN

Und was uns immer wieder Abschied heißt,
Ist nur Erkennen: Weniger als Baum
Und Tier, die Luft desselben Tales speist,
Sind wir verwachsen rings in Zeit und Raum.

Wurzelnde Linden, oft beneidete,
Im grünen Mantel lächelndes Einsamsein!
Ihr Höhen, wo das Auge weidete,
Schimmernde Bank im stillen Sonnenschein!

Dem lieben Tal nach kurzem Traum enteilend,
Ward ich vom Wind versprengt wie Wogenschaum;
Stets fortgezogen, aber nie verweilend,
Ach, weniger als irgend so ein Baum.

IM FEBRUAR IST ERSCHIENEN:

DER RUF

KARNEVALSNUMMER

MIT BEITRAGEN VON HERMANN BAHR, FRANK WEDEKIND, BERNARD SHAW, RODA-RODA, PETER ALTENBERG, EGON FRIEDELL, OTTO SOYKA, LUDWIG ULLMANN, STEPHAN ZWEIG U. A.

MIT ZEICHNUNGEN VON GUSTAV KLIMT UND OSKAR KOKOSCHKA

DAS HEFT IST ZUM PREISE VON K —.90 DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT VOM VERLAG BRÜDER ROSENBAUM, WIEN VIII/1 ZU BEZIEHEN

Akademischer Verband für Literatur und Musik
in Wien

Veranstaltungen der nächsten Zeit

11. April: Shaw-Abend — Dr. Egon Friedell ⟨Gewerbeverein, Eschenbachgasse 11⟩

16. April: Schönberg-Abend — Rosé-Quartett ⟨Bösendorfer-Saal⟩

2. Mai: Nestroy-Feier — Vortragender Karl Kraus ⟨Großer Musikvereinssaal⟩

Außerdem Vorlesungen von Stefan Zweig, Graf Vojnovics, Alfred Roller, Professor Töply, Max Devrient

Mitglieder-Aufnahme mündlich und schriftlich durch die Geschäftsstelle, I, Reichsratsstraße 7 ⟨Geschäftsstunden an Wochentagen von 10—12 Uhr⟩

IM APRIL ERSCHEINT IN UNSERM VERLAG:

HEINRICH HEINE
DER Dr. FAUST

EIN TANZPOEM

NEBST KURIOSEN BERICHTEN ÜBER TEUFEL, HEXEN UND DICHTKUNST

MIT EINEM NACHWORT VON KARL GEORG WENDRINER ÜBER BEDEUTUNG UND QUELLENMATERIAL DER DICHTUNG

JOSEF VON DIVÉKY,

DER IN NEUESTER ZEIT MIT RECHT VIELGERÜHMTE KÜNSTLER, LEITET DIE AUSSTATTUNG UND HAT DEM BUCH ELF FARBIGE VOLLBILDER SOWIE ZAHLREICHE INITIALEN UND VIGNETTEN BEIGEGEBEN

DIE AUFLAGE DES WERKES, DAS IN ZWEI FARBEN AUF ECHT VAN GELDERN GEDRUCKT UND MIT DER HAND IN STARKE, SCHÖNE SEIDE GEBUNDEN WIRD, BETRÄGT NUR 400 EXEMPLARE, DER PREIS M. 26.—

WEITERE LUXUSAUSGABEN HEINESCHER WERKE SIND IN VORBEREITUNG

MAN VERLANGE PROSPEKTE

MORAWE & SCHEFFELT VERLAG
BERLIN BERLIN

DER BRENNER

HALBMONATSSCHRIFT

HERAUSGEGEBEN VON LUDWIG VON FICKER

BRENNER—VERLAG—INNSBRUCK

BEZUGSPREIS: VIERTELJÄHRLICH K 2.— (M. 1.75), FÜR DAS EINZELNE HEFT 40 HELLER (35 PFENNIG) — ZU BEZIEHEN DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN ODER DIREKT BEIM VERLAG: INNSBRUCK, KARLSTRASSE 4

ERNST ROWOHLT VERLAG · LEIPZIG

In französischen Ausgaben liegen vor:

PAUL VERLAINE · VERS

Herausgegeben von PROFESSOR GEORGES A. TOURNOUX. Pappband M. 12.—, Halblederband M. 16.—, Ganzlederband M. 25.—, Vorzugsausgabe auf Strathmore in 100 Exemplaren, Handband von Carl Sonntag jr. M. 50.—

CHARLES BAUDELAIRE
LES FLEURS DU MAL

Herausgegeben von PROFESSOR GEORGES A. TOURNOUX. Pappband M. 8.—, Halblederband M. 12.—, Ganzlederband M. 18.—, Vorzugsausgabe auf Strathmore in 100 Exemplaren, Handband von Carl Sonntag jr. M. 50.—

URTEILE DER PRESSE über die Verlaine-Ausgabe, in deren gleicher Ausstattung soeben Baudelaire erschien:

Max Mell in den Grenzboten: Es ist klar, daß alle möglichen anderen Gedichte eher übersetzt werden können als die Verlaines. Denn sie in die deutsche Sprache bringen, heißt einen Eingriff in die künstlerische Existenz eines solchen Gedichtwesens machen. Die Verlaineschen Gedichte müssen ins Französische verzaubert bleiben. Da ist es in tieferem Sinne kein Zufall, sondern Gerechtigkeit, wenn in Deutschland eine schöne französische Ausgabe von Verlaines Gedichten die häßlichen französischen Editionen zu verdrängen sucht. Mit besonderer Freude schlagen wir diesen schlichtprächtigen, anständigen Band auf, in seiner trefflichen Auswahl erneuern wir alten vertrauten Umgang. :: Süddeutsche Monatshefte: Der schönste französische Gedichtband, den wir kennen, eine erst nach langen Verhandlungen dem französischen Verleger abgerungene Ausgabe, aus allen Bänden Verlaines ausgewählt. Eine Satzanordnung von erlesener Vornehmheit

Ausführliche Prospekte werden vom Verlag auf Verlangen gratis und franko übersandt

Rudolf Hans Bartsch

WIEN DAS GRÜNE

Mit 64 Originalaufnahmen. Preis eleg. kartonniert K 2.40

Felix Salten

WURSTELPRATER

Mit 75 Originalaufnahmen von Dr. Emil Mayer. Preis kartonniert K 3.—

ALMANACH DER WIENER WERKSTÄTTE

mit bisher unveröffentlichten Beiträgen von Hugo von Hoffmannsthal, Max Mell, Raoul Auernheimer, Peter Altenberg, F. K. Ginzkey, Rainer Maria Rilke, Franz Blei, Arthur Roeßler u. a.

Mit Bilderbeigaben von Gustav Klimt, Josef Hoffmann, Koloman Moser, Bertold Löffler, Moritz Jung, Josef von Divéky u. a.

Preis in Ganzleinen gebd. K 6.—, 30 Expl., von der Wiener Werkstätte in Leder gebunden K 14.40

Verlag Brüder Rosenbaum Wien-Leipzig

„DIE FACKEL" herausgegeben von Karl Kraus. Jahrgang I bis XIII komplett mit Gesamtregister und Porträt des Herausgebers, in 17 Liebhaberhalbfranzbänden gebunden, Preis K 300.—. Tadelloses Exemplar! Seltener Gelegenheitskauf für Bücherliebhaber. — Vorrätig bei: Robert Friedländer, Buchhandlung, Wien I, Kärntnerstraße Nr. 44.

SOEBEN ERSCHIEN UNSER KOMPLETTES ILLUSTRIERTES

VERLAGS-VERZEICHNIS

UND WIRD AUF VERLANGEN KOSTENLOS ZUGESANDT

BRÜDER ROSENBAUM VERLAG · WIEN VIII/1

FÜNF JAHRE HYPERION VERLAG

JEDER INTERESSENT
ERHÄLT DIESE KLEINE SCHRIFT, IN DER
SICH DIE GESCHICHTE
DER LETZTEN FÜNF
JAHRE MODERNER
BUCHBEWEGUNG
SPIEGELT, EBENSO
WIE DIE SONSTIGEN
PROSPEKTE AUS DEM
HYPERIONVERLAGE
NIBELUNGEN-LIED
GUDRUN / FAUST
BYRON'S MANFRED
DIE RÄUBER / ETC
KOSTENFREI

HYPERIONVERLAG
HANS VON WEBER
MÜNCHEN NR. 31

XENIEN ALMANACH FÜR DAS JAHR 1912

Umfang 232 Seiten / Preis 50 Pfennig / Vorzugsausgabe in beschränkter Anzahl auf bestem Velinpapier in Pappband 2 Mark

Mit einer Goethehandzeichnung und Bildbeigaben nach Originalen von Karl Bauer, Felix Bracquemond, Daniel Chodowiecki, Julia v. Egloffstein, Fragonard, Hoernes, Kraus, Augustin de Saint-Aubin, Ruisdael, Taras Schewtschenko und Karl Wasser. Die kunsthistorische Anleitung zur Betrachtung der Bilder besorgte Dr. Robert Corwegh. Den Einband, die Titel und Kapitelüberschriften hat Wilh. Jaecker gezeichnet.

Aus dem reichen Inhalt des Almanachs heben wir hervor: Wilhelm Arminius: Ein Sonnentraum; Hans Bethge: Drei Gedichte; Paul Busson: Das geheime Fach; Prof. Dr. Wolfgang Golther: Goethes Faust auf der Bühne; Knut Hamsun; Sternengesang; Georg Hirschfeld: Die Blume Krubul; Heinrich Mann: Frankreich; Robert de Montesquiou: Zwei historische Versailler Sonette; Hugo Salus: Das Kloster; Emile Verhaeren; Aus den »Stunden des Nachmittags«; Prof. Dr. Wilhelm Wachsmuth: Weimars literarische und gesellschaftliche Zustände in der Schiller-Goetheschen Zeit; Adolf Wilbrandt: Was ist Glück? Hans von Wolzogen: »Heimatkunst« in der Höhenkunst.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom

XENIEN-VERLAG / LEIPZIG

VERLAG BRÜDER ROSENBAUM
WIEN LEIPZIG

KLEIN ZACHES

GENANNT ZINNOBER

EIN MÄRCHEN VON E. T. A. HOFFMANN, EINGELEITET VON PROF. DR. EDUARD CASTLE

EINMALIGE AUFLAGE IN 500 NUMERIERTEN EXEMPLAREN M. 16 ILLUSTRATIONEN UND BUCHSCHMUCK VON JOSEF v. DIVÉKY, ZÜRICH

Zweifärbig in Künstlerschrift gedruckt. Einbandtitel in echtem Blattgold geprägt. Nr. 1—30: Luxusausgabe auf Kaiserlich Japan in Ganzpergament von der Wiener Werkstätte gebunden M. 35.—, Nr. 31—500: in vornehmem Ganzledereinband M. 25.—. Die Exemplare sind handschriftlich numeriert. Ein Neudruck findet unter keinen Umständen statt

DAS MÄRCHEN VON GOCKEL HINKEL UND GACKELEIA

VON CLEMENS BRENTANO

Einmalige Auflage in 300 handschriftlich numerierten Exemplaren mit 18 ganzseitigen Illustrationen von Josef v. Divéky und einem Nachwort von

DR. HANS EFFENBERGER

Nr. 1—50 Luxusausgabe auf Kaiserlich Japan in Ganzpergament von der Wiener Werkstätte gebunden M. 50.—
Nr. 51—300 in Ganzleder gebunden M. 30.—

Das Werk wird in der Ehmke-Antiqua zweifarbig gedruckt, die Illustrationen sind von höchster künstlerischer Originalität. Illustr. Prospekte auf Verlangen zu Diensten

KUNST U. NATUR IN BILDERN

WIENER HÄUSER

I. Teil. — 96 Originalaufn. mit Text von Hartwig Fischel.
In effektvollem Umschlag M. 4.—, in Ganzleinen gebunden M. 5.—

DIE WACHAU

78 Originalaufnahmen von Bruno Reiffenstein.
Text von Rudolf Hans Bartsch.
In effektvollem Umschlag M. 3.50, in Ganzleinen gebunden M. 4.50

DER GARDASEE

120 Originalaufnahmen mit Text von Alois Nistler.
In effektvollem Umschlag M 4.50, in Ganzleinen gebunden M 5.50

DALMATIEN

144 Originalaufnahmen von Bruno Reiffenstein,
mit Text von A. Roeßler.
In effektvollem Umschlag M. 3.50, in Ganzleinen gebunden M. 4.50

JOSEF DANHAUSER

von Arthur Roeßler.
Großoktav, zirka 4 Bogen Text und 80 ganzseitige Illustrationen.
Preis broschiert M. 5.—, elegant gebunden M. 6.—.

VERLAG BRÜDER ROSENBAUM
WIEN LEIPZIG

In Kürze erscheint:

Der Sopha

Moralische Erzählungen von Crébillon fils. — Nach der ältesten deutschen, in Berlin 1765 erschienenen Übersetzung neu herausgegeben und eingeleitet von

Professor Friedrich Hirth

Mit einem Kupferstich

Preis broschiert M. 3.— = K 3.60
in bunt. Stoffeinb. M. 4.— = K 4.80
Luxusausgabe in Ganzleder gebunden M. 12.— = K 14.40

Das hochinteressante, geistreiche Werk erscheint hier zum ersten Male in einer einwandfreien vornehmen Ausgabe

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag

Brüder Rosenbaum Wien VIII/1

DER MORGEN

WIENER MONTAGBLATT
MIT DEM BEIBLATTE

DER BLAUE MONTAG

POLITIK · KUNST · LITE-
RATUR · FEUILLETON
UND THEATER · REICH
ILLUSTRIERT · PROBE-
EXEMPLARE · DURCH
DIE · ADMINISTRATION

WIEN IX/2, PELIKANGASSE NR. 4

TELEPHON NR. 21604

EINZELEXEMPLARE IN ALLEN TRAFIKEN
UND VERSCHLEISSTELLEN ERHÄLTLICH